

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N. 38. Jahrg. III.

1878.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlorener Posten.

Roman von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

So fand denn einer der ersten Abende der zweiten Woche des neuen Jahres Wolfgang an seinem Schreibtisch; er stützte oft den Kopf in die Hand und blickte nachdenklich vor sich hin, aber er strich und änderte kein Wort in dem Abschiedsbrief, den er an Martha richtete und der folgendermaßen lautete:

Mein Fräulein!

In dem Augenblick, in welchem diese Zeilen Ihnen übergeben werden, habe ich M. bereits verlassen, um nie wieder hierher zurückzukehren, und in welchen Winkel der Welt mein Schicksal mich verschlagen wird, vermag ich in diesem Augenblick selbst nicht zu sagen; ich würde es aber auch nicht sagen mögen, selbst wenn ich es sagen könnte.

Sie nennen diese Zeilen vielleicht überflüssig; habe ich Ihnen denn, wenn Sie dieselben lesen, nicht bereits die denkbar klarste Antwort auf die Eröffnungen gegeben, die Sie mir unter der Hand machen ließen, habe ich nicht die Bedingungen, die Sie stellen zu müssen, die Sie stellen zu dürfen glaubten, kurz und schroff von der Hand gewiesen? Was will ich also noch von Ihnen?

Ich habe auch eine Zeitlang gemeint, daß jene Antwort voll auf genüge. Aber ich bin nach und nach auf andere Gedanken gekommen. Eine solche indirekte Erklärung ließe doch einzelne, vielleicht sogar wichtige Punkte dunkel, und es liegt mir daran, daß Sie den, der auf immer von Ihnen geht, so sehen, wie er ist; ich bin sogar geneigt, zu glauben, daß ich damit eine letzte Pflicht gegen Sie erfülle, nicht bloß eine Pflicht gegen mich selbst.

Ich würde mir nachträglich, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Behandlung verdienen, die ich erlitten habe, wäre ich im Stande, Ihnen wider die Wahrheit und aus falschem Stolz zu sagen, daß ich kühl und ruhig, mit einem philosophischen Achselzucken und einem leichten Aufwerfen der Lippe, Ihnen und all den Träumen, die an Sie sich knüpften, Lebewohl sage. Ich bleibe, der ich bin, auch wenn ich Ihnen, trotz alles Geschehenen, das mich wahrlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf, freimüthig bekenne, daß ich seit dem Abend, an welchem ein fast komischer Zufall unsere Bekanntschaft vermittelte, im Banne Ihres Wesens stand, daß ich Sie geliebt habe, obgleich der durch allerlei kleine Vorkommnisse verschärft gedante an Ihren Reichtum das überwältigende Gefühl immer wieder zurückdrängte, und daß ich, nach dem Abend im Schneesturm, im Begriff stand, Ihnen

alle meine Zweifel und Bedenken, alle meine Qual und Unschlüssigkeit zu gestehen und Sie dann zu fragen, ob Sie mein Weib werden wollten, als die Eröffnungen, welche Sie mir durch den allerunglücklichsten Mittelsmann von der Welt vorbeugend zugehen ließen, alles zerstörten und zertrümmerten.

Rettungslos und für immer zertrümmerten! Je inniger ich Sie geliebt, desto bitterer und vernichtender war die Enttäuschung. Ich hatte in Ihnen die Verkörperung all meiner stillen Postenträume gesehen, ich hatte mich nach Ihnen gesehnt, weil ich meinte, Sie würden meine stille, nachdenkliche, ernste Art und meine Liebe zur Poesie und zur Natur verstehen und sich an mich anschmiegen und ein sanfter Widerhall meiner selbst sein, — und Sie ziehen einen kalten, illusionslosen, nüchternen Praktiker in das zarte Geheimniß dieser Neigung und fordern von mir als Vorbedingung einer günstigen Aufnahme meiner Bewerbung den Verzicht auf die Thätigkeit als Feuerwehrmann, den Verzicht auf meine Lehrthätigkeit im Bildungsverein, den Verrath an allen meinen Ueberzeugungen und Idealen!

Es laufen so viele durch Gold und andere, feinere Formen der Bestechung gewonnene Renegaten in der Welt herum, daß ich den Plan, einen jungen Mann mit radikalen Anschauungen auf diesem Wege unschädlich zu machen, im allgemeinen „verflucht gescheidt“ nennen muß. In diesem besondern Falle war er freilich doch nur „herzlich dumm“. Es gibt Zumuthungen, die einem ächten Manne die Schamröthe in die Wangen treiben und die innigste Liebe in Kälte, wo nicht in Haß und Verachtung verwandeln können; es schmerzt mich, daß Sie nicht wußten und fühlten, daß auch mir meine Ueberzeugungen höher stehen, als eine Neigung meines Herzens. „Wodurch“ — ich habe es hundertmal vorwurfsvoll gefragt — „hast du den Verdacht erweckt, du könntest deiner Pflicht und deiner Ehre vergessen?“ Und ich habe keine Antwort auf diese Frage gehabt und habe auch heute noch keine.

Sind die Menschen, denen Sie bisher auf Ihren Lebenswegen begegneten, denn alle armelige, schwung- und energielose Krämmernaturen gewesen, sind Sie niemals wenigstens Einem begegnet, auf dessen Stirn und in dessen Augen geschrieben stand, daß er für eine Idee zu kämpfen und zu leiden und nothfalls zu sterben wisse? Wie klein muß ich Ihnen erschienen sein — ebenso klein und verächtlich, als Sie mir groß und edel erschienen.

Wenn es zur Ueberzeugungssache geworden ist, daß des Mannes Ehre darin besteht, sich selber unter allen, auch unter den erswerendsten Umständen und im Kampfe wider seines Herzens süßeste Regungen trenn zu bleiben, der kann nicht schwanken; auch mir war mein Weg vom ersten Moment an scharf und klar vorgezeichnet, und ich habe nicht einmal erwogen, ob ich Sie nicht bestimmen könnte, Ihre Bedingungen zurückzunehmen. Wollten Sie es selber thun — was wäre mir damit geholfen? Wie ich nur aus dem Ganzen und Vollen leben kann, so kann ich auch nur aus dem Ganzen und Vollen lieben, und das — geht eben nicht mehr. Ich würde nicht zu vergessen vermögen, was Sie mir angeschlossen haben, ich würde das volle Vertrauen nicht wieder finden und meiner Neigung schönste Blüthe ist verweltet. Aber glauben Sie mir: daß es so ist, daß ich Sie kleiner gefunden habe, als ich Sie mir geträumt, ist der herbste und bitterste Schmerz meines Lebens. Ich habe mir die redlichste Mühe gegeben, mir diese Wendung zu erklären und Sie zu entschuldigen, ich habe die anfängliche Bitterkeit überwunden und bin jetzt so weit, daß mir alle die harten Worte, die ich Ihnen sagen mußte, vielleicht weher thun, als sie Ihnen thun können. Sie mußten gesprochen werden, aber sie würden einem Manne, ja selbst jedem andern Menschen gegenüber viel scharfer und härter ausgefallen sein, und selbst in der milden Form, die ich endlich gefunden habe, wollen sie mir noch grausam erscheinen — grausam, weil sie an Sie gerichtet sind. Es ist mir bitter leid um Sie, und ich habe dieses brennende Mitleid bisher nur unverschuldeter Noth gegenüber empfunden, die ich nicht zu lindern vermochte.

Ich liefere Ihnen einen Beweis für die Wahrheit dieser Worte und gehorche zugleich einem plötzlichen Impuls, indem ich eine kleine poetische Geschichte meiner Neigung zu Ihnen, die ich erst vernichten und dann mindestens für mich behalten wollte, diesen Zeilen beifüge und indem ich den rehbraunen Handschuh behalte, der ein Unterpfand unserer Freundschaft war. Ich habe viele Tage geglaubt, ihn zurücksenden zu müssen, — darf ich ihn als Andenken behalten, wie ich Ihnen als Andenken meine Verse überlasse? Sie kommen ja wohl bei dem Tausche nicht zu kurz, und es ist doch immer ein milder, versöhnlicher Zug in dem trüben, schmerzlichen Bilde, über das wir nun einen dichten, grauen Schleier fallen lassen wollen.

So ist denn alles, alles aus, und wir dürfen uns nie wiedersehen. Die Lebensbahnen, die monatelang in eine zusammenlaufen zu wollen schienen, trennen sich für immer, — ob wir beide jetzt schon so recht wissen, wie traurig das ist? Lassen Sie mich hoffen, daß Sie nie in bitterer, nutzloser Reue an dieses Jahr Ihres Lebens zurückdenken, es wäre keine Genugthuung für mich, das denken zu müssen. Was aus mir wird, wohin ich gehe und wie ich innerlich über den Schlag, der mein Herz getroffen, hinauskomme, darüber habe ich zunächst nur Vermuthungen. Ich will nicht mit der Versicherung schließen, daß ich nie wieder lieben werde, denn ich weiß, daß die Zeit, die alles heilende, solche Schwüre fast immer Lügen straft, aber ich kann Ihnen, was vielleicht ebensoviel ist, sagen, daß ich mir nicht denken kann, es werde mir je wieder der Muth kommen, zu träumen, wie ich hier geträumt, seitdem mein Blick zum erstenmale dem Ihrigen begegnet war. Wie aber auch mein Geschick sich wenden möge — eins wenigstens dürfen Sie als sicher annehmen. Ich habe dem Schmerz der Enttäuschung meinen Tribut gezahlt, ich habe mir die Erklärungen abgerungen, die ich Ihnen nicht erlassen konnte, aber nun tritt die milde, melancholische Empfindung in ihr Recht; sie wird die herrschende bleiben, und ich werde keine Rückfälle in die alte Bitterkeit erleben. Ich werde ja oft genug an Sie denken müssen, im stillen Walde, in dunkler Nacht, auf öder Heide, auf nebelseuchter Düne, aber ich werde Ihnen nicht nachtragen, was Sie, ohne die volle Tragweite Ihres Schrittes ermessen zu können, mir zugefügt haben.

„Und mild, wie man der Todten sonst gedenkt,
Gedenkt ich Dein.“

Lassen Sie das schwermüthige Dichterwort auch meinen ernstesten, weichen Scheidegruß sein!

Wolfgang Hammer.

So war der Brief geworden, so blieb er auch. Er war noch milder ausgefallen, als unser junger Freund sich ihn gedacht hatte, aber er war in dieser Form ein treuer Spiegel seines Empfindens, und es war ja nur wahr, wenn schließlich sein innerstes Empfinden zum Durchbruch gelangte; stüthete es doch unter der starren Fassade vorwurfsvollen Grolls still und stetig dahin, wie

die Wasser des Stroms unter ihrem Panzer von Eis. Warum sollte er dieses Briefes sich schämen, warum ihn je bereuen?

Es entstand aber nun eine weitere Frage. Auf welchem Wege sollte er die Blätter in Martha's Hände bringen, welcher Weg bot unbedingte Sicherheit? Er konnte den Brief am Tage nach seiner Abreise auf irgendeiner Station der Post überweisen, er konnte durch Rekommandation dafür sorgen, daß derselbe ungefährdet an seine Adresse gelangte, aber er konnte, wenn er sich für diesen einfachsten Ausweg entschied, nicht verhindern, daß wenigstens die Thatfache, daß er an Martha geschrieben hatte, im Hause bekannt ward. Der Kommerzienrath ließ alle Geschäfts- und Privatbriefe von der Post abholen, auch die Briefe an seine Damen gingen durch seine Hände, und das durfte bei diesem Briefe nicht geschehen. Es war sowohl ein tiefer Widerwille dagegen, die Neugierde seines Chefs wachzurufen, als eine letzte zarte Rücksichtnahme auf Martha, die ihn bestimmten, diesen Weg zu verwerfen.

Da besann er sich auf Anna. Sie war ihm einige Tage vorher begegnet und hatte ihm erzählt, daß Frau von Larisch sie bei ihrer Abreise zurückgelassen habe, da Fräulein Emmy sie gebeten habe, ihr das Mädchen, an das sie sich selber gewöhnt hätte, zu lassen; Frau von Larisch sei ziemlich bereitwillig darauf eingegangen, und sie selber sei eigentlich recht einverstanden damit gewesen, in W. zu bleiben. Sie hatte das mit einem gewissen Stochen der Stimme und erst nach einigem Zaudern gesagt, aber Wolfgang war wenig in der Stimmung gewesen, darauf zu achten und Schlüsse daraus zu ziehen. Es hatte keine Schwierigkeiten, der Kleinen durch Frau Weiling, die mit den Verwandten des Mädchens bekannt war, am nächsten Tage ein paar Zeilen zuzustellen, durch die er sie um einen Besuch bat: er habe „seine kleine, treue Bundesgenossin“ um einen letzten Dienst zu bitten.

Anna fand sich, halb erwartungsvoll, halb bestürzt an demselben Abend bei ihm ein und Wolfgang empfing sie mit einem freundlichen: „Das ist hübsch — auf Sie kann man sich wenigstens verlassen.“

Aber die Kleine kam ihm durch ein unruhiges: „Warum haben Sie „letzten“ Dienst geschrieben? Sie wollen doch nicht etwa fort?“ zuvor.

„Wie scharfsinnig Sie sind! Sie haben es errathen — ich muß. Aber zuvor habe ich noch eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.“

„Mit dem „nicht dürfen“ werden Sie wohl mehr recht haben, als mit dem „fort müssen“.“

„Als wenn ich mich so leicht zwingen ließe! Warten Sie nur noch ein paar Tage, dann werden Sie selber sagen, daß ich gar keine Wahl hatte, und wenn Sie mir eine kleine Freude machen wollen, so bringen Sie mir noch eine Photographie, ich möchte doch ein Bild von Ihnen haben, schon weil Sie bei dem Kravall so klug und so tapfer gewesen sind.“

„Ach Gott, Herr Hammer, ich habe ja keine, und wenn ich mich erst schnell noch wollte abnehmen lassen, so geht das auch wieder nicht; ich bekomme mein neues Kleid erst Ende nächster Woche. Doch ich kann Ihnen das Bild ja nachschicken; aber ist es denn nur wirklich wahr, wollen und müssen Sie wirklich fort?“

Wolfgang mußte über die Toilettenfürsorgen der Kleinen lächeln, aber schnell wieder ernst werdend erwiderte er:

„Nun, ich kann Ihnen eine Adresse geben; mein Freund“ (und er kitzelte dessen Adresse auf ein Blättchen Papier) „weiß mich dann schon zu finden, denn wohin ich verschlagen werde, darüber habe ich selber kaum eine Vermuthung. Ich reise am Sonnabend Abend ab, und meine Bitte geht nun dahin, diesen Brief unter vier Augen an seine Adresse gelangen zu lassen, nachdem Sie gewiß wissen, daß ich seit vierundzwanzig Stunden fort bin. Vielleicht sehen wir uns auf dem Bahnhof noch einmal — ja? Das wäre jedenfalls das sicherste.“

Die Kleine nickte nur, es schwoll ihr wie von verschluckten Thränen in die Kehle, und sie hätte kein Wort über die Lippen gebracht; der Gedanke, daß ihr Lebensretter so plötzlich fort wolle, und daß sie ihn vielleicht nie wiedersehe, machte sie sehr traurig. Dennoch hatte sie einen Blick auf die Adresse des ziemlich umfangreichen Briefes geworfen, den ihr Wolfgang eingehändigte, und es entging ihr nicht, daß der junge Mann unter dem überraschten Blick, den sie ihm unwillkürlich zuwarf, leicht erröthete und sich abwendete. — „An Fräulein Martha?“ fragte sie und versuchte, durch den Ton dieser Frage anzudeuten, daß der Brief wohl sehr willkommen sein werde.

Wolfgang nahm alle Kraft zusammen und sagte leichthin:

„An dieselbe. Ich habe eine Rechnung mit ihr in's Gleiche zu bringen, und ehe man abreißt, macht man gern alle alten Schulden glatt.“

„Aber ich kann ihr den Brief ja gleich heute geben.“

„Das eben soll nicht sein und das dürfen Sie um keinen Preis thun. Vierundzwanzig Stunden nach meiner Abreise — keine Minute früher. Eben weil ich überzeugt war, daß Sie sich mit der peinlichsten Genauigkeit an meine Vorschrift halten würden, habe ich mich an Sie gewendet; können oder wollen Sie mir nicht mit Hand und Mund versprechen, den Brief solange als garnicht vorhanden anzusehen, so geben Sie mir ihn lieber wieder. Ich habe ganz bestimmte, sehr ernste und gute Gründe, zu wünschen, daß es so gehalten werde, und wenn Sie mich im Stiche lassen, so muß ich mich eben der Post anvertrauen oder auf einen andern Ausweg sinnen.“

„Nein, Herr Hammer, den Kummer werden Sie mir doch nicht machen! Hier ist meine Hand; ich hüte den Brief, wie meinen Augapfel, und erst vierundzwanzig Stunden und eine Minute, nachdem ich Sie mit eigenen Augen habe davonfahren sehen, soll er an seine Adresse gelangen. Wissen Sie denn aber auch, daß Fräulein Martha seit einer Reihe von Tagen schon das Zimmer hütet und immer allein sein will? Sie hat sich, scheint es, stark erkältet, aber — sie kommt mir auch sehr traurig vor, und wenn sie mit jemandem spricht, ist es immer, als dächte sie an etwas ganz anderes und als müßte sie sich jedes Wort erst abkaufen. Und kein Mensch hat eine Ahnung, was ihr fehlt, und wenn Fräulein Emmy sie darnach fragt, so versucht sie, zu lächeln und sagt, ihr fehle weiter nichts, als Ruhe, aber ich kann Ihnen garnicht sagen, wie unbeschreiblich traurig dieses Lächeln ist. Mir gibt es jedesmal einen Stich in's Herz, und sie ist so gut und hat mich immer behandelt, als wäre ich nicht eine Untergebene, sondern eine Bekannte; sie befiehlt nie, immer bittet sie. Aber ich ginge auch durch's Feuer für sie — gerade wie für Sie.“

Wolfgang hatte in dem Moment, in welchem Anna die Krankheit Martha's erwähnte, ihre Hand, die er lebhaft ergriffen hatte, um sie herzlich zu schütteln, fahren lassen. Er versuchte vergebens, die Herrschaft über sich selber zu behaupten und es klang sehr gezwungen, als er endlich sagte:

„Unwohl? Das thut mir leid. Ich glaube übrigens auch, daß sie gut und freundlich ist, und das ist mir Ihyetwegen besonders lieb. Mit Fräulein Reichsach haben Sie wohl auch keine Noth, und da sind Sie schließlich hier besser aufgehoben, als bei Frau von Larisch in Berlin.“

„Aber, Herr Hammer, Sie sollten Fräulein Martha garnicht mit Fräulein Emmy und Frau von Larisch zusammen nennen; Sie kennen sie gewiß nur ganz oberflächlich.“

„Doch nicht so ganz oberflächlich, aber das sind Nebensachen und Sie können mir über Fräulein Hoyer kaum etwas neues sagen. Die Hauptsache ist, daß Sie meinen Brief pünktlich besorgen und so, daß niemand sonst davon erfährt.“

„Gewiß und wahrhaftig, Herr Hammer, ich halte Wort, — glauben Sie das nicht? Ich habe aber auch eine Bitte, eine recht dreiste Bitte — ich getraue mich garnicht recht, sie auszusprechen. Würden Sie mir denn — aber nein, ich fürchte, Sie werden böse!“

„Nun, Kleine, so unerhört wird Ihr Anliegen doch nicht sein?“

„Ach, ich hätte so gern — ein Bild von Ihnen, ein Andenken an meinen Retter. Ist das keine zu dreiste Bitte?“

„O nein. Dort liegt mein Album; suchen Sie sich das Bild heraus, das Ihnen am besten gefällt.“

Anna wurde ganz roth vor Freude, und dann zeigte sie mit dem Finger schüchtern und fragend auf die Photographie des Jägeroffiziers, der die Mütze mit den gebogenen Spielhahnsfedern fest auf's Ohr gesetzt hatte und recht kühn und verwegen in die Welt sah.

Wolfgang amüsierte die Wahl. Er fragte:

„Aber warum gerade das Bild? Das stammt ja aus alter Zeit. Sie finden mehrere von jüngerem Datum.“

„Weil Sie hier so aussehen, wie ich Sie immer sehen möchte, frisch und froh. Jetzt sehen Sie viel nachdenklicher und ernster aus und heute — geradezu traurig. Ich möchte fast denken, es siele Ihnen schwer, von hier wegzugehen, doch wenn das wäre, dann bräuchten Sie ja nur nicht zu gehen. Aber, was ich da gesagt habe, war gewiß recht dumm.“

„Das möchte ich nicht behaupten, vor Ihnen muß man sich ja beinahe in acht nehmen! Aber, hier haben Sie das Bild; wenn ich eins in Feuerwehruniform hätte, bekämen Sie es extra.“

„Ach ja, daran habe ich noch garnicht gedacht; was wird denn aus der Feuerwehr, wenn Sie fortgehen? Wissen die es denn schon?“

„Daß ich fortgehe, weiß noch niemand und den Tag und die Stunde wird überhaupt niemand erfahren, Sie dürfen also auch keiner Seele etwas davon sagen — hören Sie? Meine kleine Bundesgenossin hat vor allen etwas voraus und kann schon ein wenig stolz darauf sein.“

„Das bin ich gewiß, und um Ihr Bild lasse ich mir einen hübschen Rahmen machen und hänge es in meine Kammer, und ein frisches Kränzchen soll es auch immer haben.“

„Thun Sie das, denn sonst wird, vielleicht meine alte, brave Frau Meiling ausgenommen, doch niemand meiner gedenken, das heißt, die Männer nehme ich aus, aber die bekränzen ihre Bilder nicht.“

Die Kleine schüttelte bestimmt den Kopf.

„Das ist aber ganz gewiß eine Einbildung von Ihnen. Ich weiß, daß eine Dame wenigstens mich um dieses Bild beneiden würde, wenn sie es zu sehen bekäme, und am Ende werde ich es vor ihr verstecken müssen.“

„Ich will nicht wissen, wen Sie meinen, aber ich nehme Ihnen das Bild wieder weg, wenn Sie es der Gefahr aussetzen, von dieser Dame gesehen zu werden. Das darf nicht sein.“

„Nun, die paar Wochen kann es ja im Kasten kampiren, wenn Sie so wollen; aber, nicht wahr, nun nehmen Sie mir das Bild auch nicht wieder weg?“

„Die paar Wochen? Wie meinen Sie das?“

„Das kann ich Ihnen nun leider nicht sagen, aber — blos jetzt nicht. Erfahren werden Sie es noch, am Sonnabend Abend auf dem Bahnhof.“

„Nun, das ist mir aber hübsch! Geheimnisse, vor mir, der Ihnen einen so ernsten Auftrag anvertraut?“

„Sie sagen, ernst? Ist die Besorgung eines Briefes etwas so ernstes?“

„Unter Umständen — ja; z. B. wenn der Brief sehr ernste Fragen betrifft. Und ist es denn nicht schon ernst zu nehmen, wenn ich Ihnen zumuthe, drei Tage lang einen versiegelten Brief zu hüten? Sie sind zwar meine kleine Verbündete, aber doch immerhin ein Mädchen, und ich bin vielleicht doch unvorsichtig, wenn ich mich auf Sie verlasse.“

Wolfgang war aus dem leichten, scherzenden Ton plötzlich wieder in seinen ernstesten versallen, und die Kleine erwiderte, ebenfalls im Tone des aufrichtigsten Ernstes:

„Gott weiß, Herr Hammer, was für eine Bewandniß es mit dem Briefe hat, aber Sie sind gewiß nicht unvorsichtig, wenn Sie fest auf mich vertrauen; ich beiße mir eher den kleinen Finger ab, ehe ich nur im kleinsten gegen Ihren Befehl verstoße, und wenn er nicht gewissenhaft ausgeführt wird, so wage ich es auch nicht, Ihnen je wieder unter die Augen zu treten, und ich muß doch am Sonnabend noch einmal auf dem Bahnhof sein, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„Und mich in Ihr Geheimniß einzuweihen, über das ich nicht nachdenke, weil ich mich überraschen lassen will.“

„Ach ja, denken Sie nicht darüber nach, sonst kämen Sie am Ende auf das Nichtigste und ich möchte Ihnen doch noch eine kleine Abschiedsfreude bereiten.“

„Das wird einen doppelten Werth für mich haben, ich gehe ja schweren Herzens und kann einen kleinen Lichtstrahl der Freude brauchen.“

„Sie gehen schweren Herzens, aber Sie gehen doch; was gäbe ich darum, wenn ich Ihnen helfen könnte!“

„Diesmal können Sie's freilich nicht, und wie das alles zusammenhängt, das ist mein Geheimniß; ich muß es allerdings anaufgeklärt mit fortnehmen, obwohl ich schließlich Ihnen noch am ersten sagen könnte, wie es mir hier ergangen ist. Sie würden mich, denke ich, verstehen und Sie würden zu schweigen wissen. Aber nun, leben Sie wohl, bis Sonnabend, sonst zerbricht sich Frau Meiling schließlich den Kopf darüber, was wir solange zu verhandeln haben, denn wie ich mit meiner kleinen Bundesgenossin stehe, das kann sie sich doch nicht denken, und sie weiß ja nicht einmal, daß ich fort muß.“

„Sie werden ihr gewiß an allen Ecken und Enden fehlen — die alte Frau dauert mich.“

„Halten Sie es denn für ein so besonderes Vergnügen, sich für mich zu plagen?“

„Das können Sie sich nun nicht denken; aber sehen Sie, ich habe mir schon gewünscht, Frau Meiling möchte einmal krank werden,

denn dann hätte ich mir's sicher nicht nehmen lassen, ihr an die Hand zu gehen und ihr die Sorge für Sie abzunehmen."

"Ja, wissen Sie denn, ob ich mit dem Tausch zufrieden gewesen wäre?"

"Ich denke doch, und wenn Sie selber erst nicht gewollt hätten, würden Sie mir es denn verwehrt haben, wenn ich Sie recht darum gebeten hätte?"

"Wenn Sie freilich ein Paar so bittende Augen dazu gemacht

hätten, wie jetzt, wäre mir das Verbieten wohl recht sauer geworden. Wenn die beiden Alfred diese Augen gesehen hätten!"

"Aber ein klein wenig schlimm sind Sie doch — nun, am Sonnabend! Und über Ihren Brief — hier ist er! — breite ich alle Hände!"

Wolfgang reichte ihr die Hand hin, — sie drückte sie stumm und huschte zur Thür hinaus und die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission.

Beitrag zur hundertjährigen Gedenkfeier am 30. Mai und 2. Juli 1878. Von E. Fehleisen.

(Fortsetzung.)

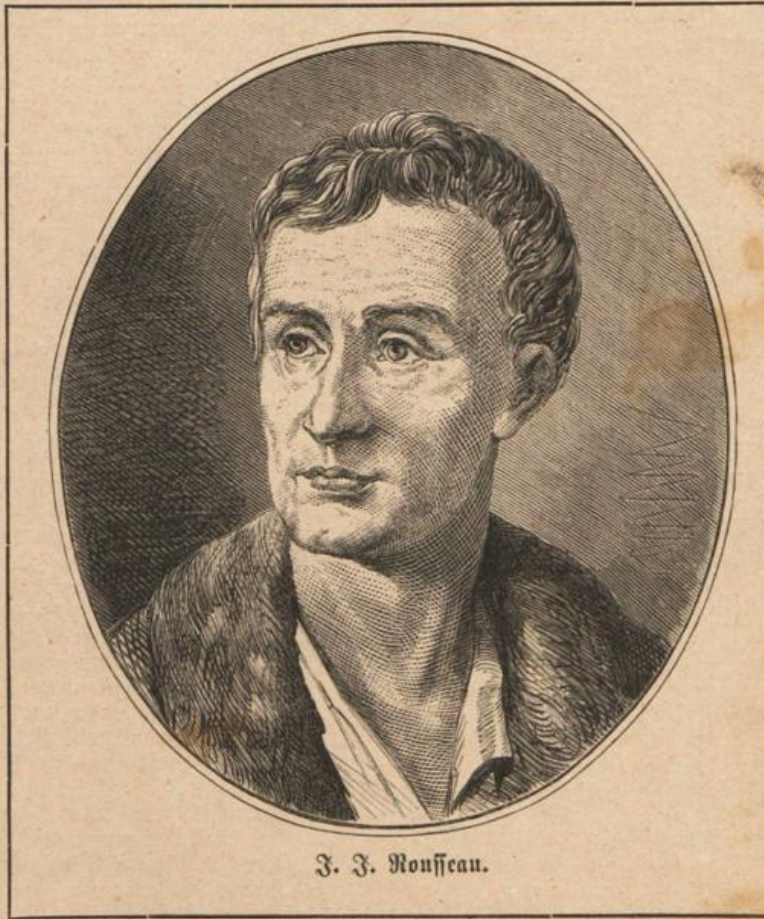
Die deutschen Geschichtsschreiber der Philosophie pflegen Voltaire's philosophische Bedeutung mit Geringschätzung zu behandeln. Diese Ungerechtigkeit hat darin ihren Grund, daß Voltaire allerdings nie ein eigenes System aufgestellt hat, wie solches leider jeder deutsche Philosophie-Professor thun zu müssen glaubt, allein er hat seinem Lande und in der Folge der ganzen Menschheit unendlich mehr genützt, dadurch, daß er den Baum der Freiheit aus England, wo derselbe im 17. Jahrhundert schon so schöne Blüthen getrieben hatte, nach Frankreich verpflanzte, wo er in der Revolution so herrliche Früchte tragen sollte.

Bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die englische Literatur in Frankreich beinahe vollständig unbekannt; Voltaire war einer der ersten, welcher diese reiche Fundgrube des Wissens seinen Landsleuten erschloß; er war der erste, der Shakespeare studierte, er verbreitete die Schriften Locke's und machte die großartigen Entdeckungen Newtons populär, in welcher Arbeit ihn übrigens seine Freundin, die Marquise du Châtelet, nicht wenig unterstützte. Seine Bewunderung eines Volkes, welches seine Könige bestraft und seine Geistlichkeit im Zaume gehalten hatte, wirkte ansteckend. Die ausgezeichnetsten Männer Frankreichs richteten ihre Blicke jetzt nach England, dessen Beispiel aber eine Liebe zum Fortschritt in ihnen anregte, die sie bald mit den herrschenden Klassen in Unfrieden brachte, weil bei diesen noch der alte stationäre Geist herrschte. Diese Opposition war eine heilsame Reaktion gegen den schmählichen Knechtsinn, durch den sich die Schriftsteller unter Ludwig XIV. ausgezeichnet hatten; leider hatten sich der Adel und die Geistlichkeit so sehr an die Gewalt gewöhnt, daß sie nicht den geringsten Widerspruch ertragen wollten, und als jene großen Schriftsteller es unternahmen, der Literatur ihres Vaterlandes einen freien Forschungsgeist einzuflöhen, wurden die regierenden Klassen zu einem Haß und einer Eifersucht aufgeregt, die alle Grenzen überschritten und einen Kreuzzug gegen das Wissen erzeugten, in dessen Schoße die Revolution heranreife.

Unter dem Titel „Philosophische Briefe“ veröffentlichte Voltaire die in England gewonnenen Eindrücke, aber zu seinem Unglück nahm er darin Locke's Gründe gegen angeborene Ideen auf. Die Beherrscher von Frankreich, obgleich sie wahrscheinlich von an-

geborenen Ideen nicht viel wußten, hegten den Verdacht, diese Lehre könnte gefährlich sein, und als sie gar hörten, daß sie neu sei, verboten sie die Herausgabe, ließen Voltaire gefangennehmen und sein Werk von Hentershand verbrennen.

Auf dem Boden der Naturwissenschaft, den man immer als neutrales Gebiet betrachtet hatte, herrschte derselbe despotische und verfolgungsfüchtige Geist, ein Bericht über die Arbeiten Newtons wurde verboten; man wußte damals so gut, wie man dies auch heute noch weiß, daß Dummheit und Aberglaube die sichersten Hilfsmittel sind, die Völker in Knechtschaft und Unterwürfigkeit zu erhalten, deshalb widersezte man sich jeder Art von Wissenschaft und Aufklärung. Die berühmte Encyclopädie, an welcher die größten Gelehrten arbeiteten und deren Herausgabe die Regierung anfänglich erlaubt hatte, wurde später verboten. Rousseau wurde aus Frankreich vertrieben und seine Werke öffentlich verbrannt; letzteres geschah auch mit der berühmten Abhandlung „Ueber den Geist“ von Helvetius; der Naturforscher Buffon wurde gezwungen, öffentlich Lehren zu widerrufen, deren Richtigkeit jetzt allgemein anerkannt ist. Es



J. J. Rousseau.

werden wenige Schriftsteller von Bedeutung zu nennen sein, deren Werke nicht verboten oder verbrannt und die nicht in den Kerker oder in die Verbannung geschickt worden wären. Je größer und bedeutender der Mann, desto größer die Verfolgung, der er ausgesetzt war; die natürliche Folge war, daß diese Männer und ihre Werke an Popularität gewannen und daß sie in glühendem Haß gegen ihre Verfolger ihre Anstrengungen verdoppelten, Institutionen zu stürzen, unter deren Schutze eine so ungeheure Tyrannei ausgeübt werden konnte.

Voltaire war es, welcher am erfolgreichsten diese Intoleranz bekämpfte, er beschränkte sich dabei auf die Gegenwart und hielt mit Recht das Niederreißen schon für ein gutes Werk; denen, die ihn darob tadelten und wissen wollten, was er an die Stelle setzen wolle, sagte er: „Wie, ich habe euch von einem reißenden Thiere befreit, das euch verschlang, und ihr fragt mich noch, was ich an seine Stelle setze?“ Damals, wie auch heute noch, galt das Niederreißen alter, morscher Staats- und Kircheneinrichtungen für gefährlich oder gar verbrecherisch, man wollte vorher das, was an die Stelle treten sollte, sehen und erproben,



Ein mittelalterlicher Hochzeitszug. (Seite 455.)

ehe man liebgezwungene, durch das Alter geheiligte Gewohnheiten und Institutionen aufgab. So tief ein solches Verlangen in der menschlichen Natur begründet sein mag, so sehr zeugt es doch von kindlichem Unverstand, denn nur auf den Ruinen eines alten, baufälligen Gebäudes kann ein neues errichtet werden, zuerst müssen die alten, wurmfressigen Einrichtungen fallen, ehe die neuen platzgreifen können, welchem Gedanken Schiller so schön und treffend Ausdruck verleiht:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Mehr denn je thäte auch unserer Zeit wieder ein Voltaire noth, der mit gleichem Erfolg für Gewissensfreiheit und Toleranz kämpfte, denn der finstere, reaktionäre Geist der Intoleranz wüthet heute ärger als jemals; statt alleinseligmachender Kirchen*) sind es heute alleinseligmachende Parteien, welche das Leben der Völker vergiften und mit einem Hochmuth und einer Anmaßung herrschen, um die sie die fanatistischsten Glaubenseiferer früherer Zeiten hätten beneiden können.

Man hat sich heute daran gewöhnt, mit gewissem, mit Mitleid gepaarten Hochmuth auf frühere Zeiten herabzublicken; kommende Geschlechter aber werden das letzte Viertel des vielgerühmten 19. Jahrhunderts, in welchem ganze Parteien und Bevölkerungsklassen mit beispielloser Wuth und Verachtung verfolgt wurden, gewiß ebenso streng oder noch strenger beurtheilen, als wir die Zeiten der Juden- und Kegerverfolgungen. Diese eitle Selbstüberhebung unserer Zeit ist gradezu lächerlich, denn wie kann man denn von wirklichem Fortschritt auf geistigem Gebiet reden zu einer Zeit und in einem Lande, da es nicht zu den Seltenheiten gehört, daß Diebe und Gauner aller Art in denselben Strafanstalten sitzen und oft nicht anders behandelt werden als die sogenannten politischen Verbrecher, d. h. Männer, welche muthig und offen in Wort und Schrift für ihre Ueberzeugung eingetreten sind! Da, wo die Wahrheiten der Geschichte vollständig verkannt und vernachlässigt werden, kann von keinem Fortschritt die Rede sein, sonst müßte man sich doch sagen: Die Folgen der unglaublichen Verirrung, mit der die Beherrscher Frankreichs jeden Mann von Geist zu ihrem persönlichen Feinde machten und dadurch am Ende die ganze Intelligenz des Landes gegen sich aufbrachten, konnten nicht ausbleiben: die Revolution war nicht mehr eine Sache der Wahl, sondern der Nothwendigkeit. Montesquieu aber sagt: „Die Verantwortlichkeit fällt nicht auf die, welche Kriege und Revolutionen machen, sondern auf die, welche sie unvermeidlich gemacht haben.“ Der Einwand, heute handle es sich um etwas ganz anderes, um den Umsturz alles Bestehenden u. s. w., heute sei ja diejenige Wissenschaft, welche vor hundert Jahren verfolgt wurde, vollständig frei, ist nicht stichhaltig; auch jene Philosophen und Aufklärer galten damals für gefährliche Umstürzler, sonst hätte man sie doch nicht verfolgt. In der That handelt es sich heute wieder um dieselbe Aufgabe: durch Befähigung der Leidenschaften, durch kluge Nachgiebigkeit gegen das fortschreitende Wissen, durch freie Gesetze einen verderblichen Zusammenstoß zu vermeiden oder durch den vom Unverstand diktierten Versuch, Ideen durch Gesetze zu unterdrücken, statt sich mit diesen Ideen gütlich abzufinden, einen solchen Zusammenstoß erst zu ermöglichen.

* * *

Von bahnbrechender Bedeutung war Voltaire auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung; sein Zweck war, wie er sagte, eine Geschichte der menschlichen Geister zu schreiben und nicht bloß eine Chronik kleinlicher Thatfachen, er wollte nichts zu thun haben mit der Geschichte großer Herren, sondern zeigen, durch welche Entwicklungskämpfe der Mensch sich allmählich aus der Barbarei zur Bildung erhoben habe. Diese durch ihn angebahnte Reform trug nicht wenig dazu bei, der Revolution den Weg zu ebnen, indem sie alte Ansichten wankend machte und jenen mächtigen Individuen keine Achtung mehr schenkte, die bisher mehr als Götter, denn als Menschen verehrt worden waren, jetzt aber von den größten und populärsten Historikern vernachlässigt oder ganz übergangen wurden, um desto länger bei der Wohlfahrt und den Interessen des ganzen Volkes verweilen zu können.

Auf diese Weise leisteten Voltaire und seine Zeitgenossen der demokratischen Bewegung Vorschub, indem sie die Huldigungen,

welche frühere Geschichtsschreiber einzelnen gezollt hatten, zerstörten und die Geschichte aus einem Zustand befreiten, in welchem sie eine bloße Aufzählung der Thaten politischer und geistlicher Tyrannen war.

Auf Voltaire's politische Wirksamkeit pflegt man im allgemeinen wenig Gewicht zu legen, man hält ihn vielfach sogar für einen engherzigen Aristokraten; diese Meinung ist aber durchaus unbegründet. Während seines ganzen Lebens huldigte er einer entschieden freisinnigen Richtung; kein anderer als er ist der Urheber und Verfechter des später so mächtig gewordenen Wahlspruchs: „Freiheit und Gleichheit“. Ebenso klar als scharf spricht er sein politisches Glaubensbekenntniß mit den Worten aus: Daß der Mensch frei und alle gleich seien, das ist das allein naturgemäße Leben; jeder andere Zustand ist nur ein unwürdiges, äußerliches Nachwerk, ein schlechtes Possenspiel, in welchem der eine die Rolle des Herrn, der andre die des Sklaven, dieser die Rolle des Schmeichlers, jener die des Verfolgers übernimmt. „Nur durch Freigiebigkeit und Dummheit konnten die Menschen ihren natürlichen Rechtszustand verlieren.“ In seinen Briefen an Friedrich II. betont er immer mit Nachdruck, daß alle Menschen von Geburt gleich seien, und bekannt ist sein Witzwort, daß er nur dann an das göttliche Recht der Ritter glauben werde, wenn er sehe, daß die Bauern mit Sätteln auf den Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen auf die Welt kämen.

Bei all seiner Freisinnigkeit blieb Voltaire aber in dem Grundirrtum befangen, alle Besserung nicht von unten, sondern von oben zu erwarten und seine ganze Hoffnung auf jene freisinnigen Regierungsverordnungen zu setzen, welche man treffend aufklärten Despotismus genannt hat. Zum großen Theil aus diesem Gesichtspunkt sind seine Verbindungen mit Friedrich II., Catharina II., Gustav III. und andern fürstlichen Personen zu beurtheilen. Obgleich in diese Verbindungen viele andere, nicht immer reine Beweggründe hineinspielen, und obgleich er in seinen Lobspriichen und Schmeicheleien nicht selten das erlaubte Maß überschreitet, so ist doch nachgewiesen, daß er in seinen geheimsten Briefen und Mittheilungen an diese Fürsten nie seine politischen Ueberzeugungen und Bestrebungen verleugnete.

Unbedingte Unterordnung der Kirche unter den Staat, Gewissens- und Pressfreiheit, Milderung der Kriminalgesetze, Besserung des Volksschulwesens, gerechte und gleichmäßige Steuervertheilung — diese und ähnliche Forderungen wiederholt er fort und fort, gleich unerschrocken gegen den gewaltthätigen Druck eines absoluten Königthums, wie gegen die Privilegien des übermüthigen Adels und den finsternen Eifer der herrschsüchtigen Geistlichkeit. In der Religion ein begeisterter Kämpfer für Aufklärung und Duldung war Voltaire in der Politik derselbe unerschrockene Kämpfer für reine und freie Menschenliebe, für Milde und Gerechtigkeit.

Nicht bloß im politischen und religiösen, auch im gewöhnlichen Leben war er der Bekämpfer des Fanatismus, der Rächer des verletzten Gesetzes, der Freund und Beschützer der Verfolgten und Bedrückten. Hiefür nur ein Beispiel: Nachdem der katholische Fanatismus an einem Reformirten, Namens Salas, einen Justizmord begangen und dessen Familie der Schande und dem Unglück überliefert hatte, war es Voltaire, der drei Jahre lang unermüdlich in dieser Sache kämpfte; er rief die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt an, Paris, ja ganz Europa ergriff Partei und verlangte Gerechtigkeit. Der Urtheilspruch wurde für falsch erklärt, die Ehre des geräderten Vaters wieder hergestellt und der Familie eine Entschädigung überwiesen.

Um auch seiner Leistungen als Dichter und Romanschriftsteller zu gedenken, so sei erwähnt, daß Voltaire seine glänzende Laufbahn als Dichter begann und als solcher zunächst auch berühmt wurde; seine Gedichte, Romane, dramatischen Werke alle sind voll Geist und Witz und übten auf seine Zeit eine außerordentliche Wirkung aus, heute sind sie aber ziemlich in Vergessenheit gerathen, unsere in Bezug auf religiöse Verfolgungswuth fortgeschrittene Zeit hat natürlich nicht mehr dasselbe Interesse an diesen Schriften, in welchen Voltaire seinen heißendsten Spott in Anwendung brachte, religiösen Wahnsinn zu bekämpfen.

Trotz aller Mängel bleibt Voltaire einer der hervorragendsten und der am mächtigsten wirkenden Geister aller Zeiten. Nicht das, was er unmittelbar schriftstellerisch ergiebt, ist das Maßgebende, sondern die Fülle des Lichtes, das er überall entzündete und das leuchtete von den höchsten Kreisen bis herab in die Hütten des Volkes. Kein anderer Schriftsteller irgend einer Nation hat so viele gesunde Gedanken in der ganzen Masse eines

*) Welche übrigens immer noch mit dem alten Dünkel aufstreten, nur gehen glücklicherweise nicht mehr so viele Schafe in ihre Hürden.

Volk erweckt, wie er, der Vielgeschmähte, der eitle und charakter-schwache, trotzdem aber wahrhaft geniale Mann; wie sehr man auch seine persönlichen Fehler tadelt — die Menschheit hat in ihm einen ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer für Aufklärung und geistige Befreiung zu verehren.

Wie Voltaire der Vater, so ist Rousseau der Erbe der französischen Aufklärung; er theilt den Haß gegen das Bestehende, dieser Haß beruht aber auf andern Gründen und strebt nach andern Zielen. Hatte Montesquieu die Macht und Freiheit des englischen Staatslebens dem gedrückten Frankreich als anzustrebendes Ziel vorgeführt, spricht jetzt Rousseau das kühne Wort, selbst England sei ein gedrücktes, freiheitsloses Land; Freiheit und Wohlfahrt könnten nur da kräftig gedeihen, wo das Volk selbst unmittelbar souverän sei.

Derselbe Mann aber, welcher an Kühnheit und Neuheit der politischen Anschauung alle gleichzeitigen Denker und Staatskünstler weit hinter sich läßt, kämpft zugleich mit dem leidenschaftlichsten Eifer gegen den Atheismus und Materialismus und kehrt zum Gottesglauben zurück, freilich nicht auf Grund der Offenbarung und des Kirchenglaubens, sondern auf Grund des dem Menschen innewohnenden Gefühlslebens.

Rousseau war eben eine ganz neue, tiefe und ursprüngliche Natur, rein aus sich selbst sich entwickelnd, unberührt von allen herrschenden Gesinnungen, Urtheilen und Vorurtheilen; ein Kind des Volkes, liebte er dasselbe und setzte ohne Ausnahme alles in unmittelbare Beziehung zu demselben. Lange hatte er sich nach Freiheit und Unabhängigkeit gesehnt; er, der Geniale, mußte den Bedientenrock tragen und vor hohen Köpfen sich bücken. Er lernte einsehen, daß diejenige Freiheit, deren Ideal er seit den Drangalien seiner Jugend im Herzen trug, nicht denkbar ist unter solchen Zuständen der Gesellschaft, die nur den Reichen und Mächtigen Vortheil bringen, unter dem unerträglichen Druck dieses armeligen Staatslebens, das die Gesamtheit unter die Gewalt-

herrschaft der nur durch zufällige Geburt, nicht durch Kraft und Klugheit Bevorzugten stellt. Seine edle Seele grollt gegen eine unnatürliche Bildung, welche den Menschen zwar verfeinert, aber auch verweichlicht; er grollt gegen den Staat, welcher den Menschen zu unwürdiger Knechtschaft erniedrigt. Die tiefsten Fragen der Menschheit gähren und wühlen in ihm und lassen nicht ab von ihm, bis sie Zusammenhang und feste Gestalt gewinnen; das Alte und Schädliche will er zertrümmern, Neues und Heilbringendes an die Stelle setzen, die Menschheit zu Glück und Freiheit erziehen. Alle seine Schriften stehen mit gleicher Härte und Schroffheit, aber auch mit gleicher Frische und Fähigkeit im Dienste dieser gewaltigen Aufgabe. Gegen das Veraltete erhebt sich die frische Werdelauf des unabwieslichen Fortschrittsbedürfnisses, gegen das Erstorbene und Erstarrte die Jugendfrische und Innerlichkeit der nach unversümmelter Entfaltung lechzenden Menschennatur, gegen die einseitige Sprache hohler Federfucherei die ansprechende, natürliche Sprache des fühlenden Herzens.

Solche neue, ungebundene, von Grund aus umwälzende Geister sind am besten geeignet, die stockende Geschichte wieder in Gang zu bringen; es liegt etwas Schwärmerisches, Prophetisches in Rousseau; mit einem biblischen Ausdruck möchte man sagen, er wie Voltaire waren „gewaltige Rüstzeuge“ ihrer Zeit. Er war ein wahrer Sturmvogel der Revolution; er sprach aus, was als unbestimmtes Sehnen durch die ganze Menschheit hindurchzog; nicht bloß in den Helben von 89 und 93 sehen wir seine Einwirkungen, sondern ebenso in den begeisterten Jünglingen der deutschen Sturm- und Drangperiode, in der Empörung der Schiller'schen Jugendwerke gegen den Zwang der bürgerlichen Ordnung.

Auch auf seinem Leben und Charakter haften viele und häßliche Fehler, wir haben es aber bloß mit seinen Werken zu thun, uns kümmert das Gefäß nicht, in welchem der Geist eingeschlossen war, der heute noch so mächtig auf uns wirkt.

(Schluß folgt.)

Wie soll man mit Verbrechern umgehen?

Das achtzehnte Jahrhundert strich die beschimpfenden Strafen, das neunzehnte schafft die Todesstrafe ab. Menschenrechte brechen sich Bahn, müßten sie auch gegen Jahrhunderte kämpfen. Menschenwürde muß geachtet werden, und fordert es auch ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft, das im Kampfe um das Dasein gefallen ist — ein Verbrecher. Die „gute, alte Zeit“ der Tortur, des Prangers und des Stockschillings sah in der Strafe nichts als ein Abschreckungsmittel, durch welches ein jeder zum Verbrechen Geneigte von der Begehung zurückgeschreckt werden sollte; durch die Summe von Uebeln, die der Sträfling zu erdulden hatte, sollte die Lust an der Gesetzesübertretung unterdrückt werden — die Strafe des Verbrechers war ein Mittel für den Vortheil anderer. Daher die rohen und unmenschlichen Strafmethoden, daher die entsetzlichen Leibstrafen, welche das Mittelalter erfand und deren Erzählung schon uns mit Grausen erfüllt, daher die lächerlichen Beschimpfungen, welchen man den Verbrecher aussetzte, um so auf die Moral des Volkes zu wirken. Man benutzte den Verbrecher als Werkzeug, um auf das Gemüth anderer einen wohlthätigen Einfluß auszuüben — einen Einfluß, den man nicht einmal erreichte. Denn während die Sittlichkeit gehoben werden sollte, sank sie immer mehr. Weit entfernt mit Schaudern erfüllt zu werden, zogen Familien zu öffentlichen Hinrichtungen fröhlich wie zu Komödien hin, und vor dem Pranger belustigte sich das Volk vielleicht nicht weniger, als einst der entnervte, unter Despoten sich beugende Römer, wenn in der Arena Verbrecher und Gladiatoren, deren einziges Vergehen es war, im Kriege gefangen worden zu sein, unter dem Jauchzen der Zuschauer mit Löwen und Tigern kämpfen mußten. In dem Verbrecher aber, wenn er mit dem Leben davontkam, regte sich der Trotz gegen seine Peiniger, und, statt jetzt einen ordentlichen Lebenswandel zu beginnen, übertrat er von neuem das Gesetz. Einer solch inhumanen Rechtsanschauung, wie sie diese Zeit bietet, konnten Freiheitsstrafen nur wenig genügen; die Strafen mußten ja öffentlich sein, wenn der Abschreckungszweck erreicht werden sollte. Noch weniger war ein Bedürfnis vorhanden, für eine nützliche Einrichtung der Strafanstalten zu sorgen; schwere Uebel

sollten den Verbrecher treffen, Besserung erstrebte man für ihn nicht. Erst das Ende des vorigen Jahrhunderts, erst jene Zeit, die mit mächtiger Faust Irthum und Vorurtheil zu Boden warf und Aufklärung hineinzutragen suchte in all die Finsternis, welche das Mittelalter zurückgelassen hatte, erst sie ließ auch der Menschenwürde des Sträflings Gerechtigkeit widerfahren. Seit der große Engländer Howard rastlos Nordamerika und Europa durchkreuzt hatte, um die Gefängnisse kennen zu lernen, seitdem er gezeigt hatte, welch grausigen Anblick die Gefängnisse darbieten, seitdem fing man auch an, für des Sträflings Aufenthalt zu sorgen. Mit jener Zeit beginnen auch die Reformversuche auf dem Gebiete des Gefängniswesens, die auch heute noch lange nicht zum Abschlusse gelangt sind und nicht eher zum Abschlusse gelangt sein werden, als man sich für die Wahl eines bestimmten Haftsystems entschieden haben wird.

Das älteste System, das schon sehr frühzeitig gehandhabt wurde und noch heute die meiste Anwendung, namentlich in deutschen Strafanstalten, gefunden hat, ist das System der gemeinsamen Haft. Tag und Nacht bleiben die verschiedenen Gefangenen zusammen, und jeder Verkehr ist ihnen unter einander gestattet; den Tag über arbeiten sie in gemeinsamen Arbeitsräumen, die Nacht bringen sie in gemeinsamen Schlafsälen zu. Von den bessern Elementen erwartet man in dieser Verbrechergesellschaft immer einen wohlthätigen Einfluß auf die schlechteren, es soll eine segensreiche Wechselwirkung entstehen; der eine soll den andern im Guten zu überflügeln suchen und durch diesen Wettstreit eine allmähliche Umkehr der ganzen Verbrechergesellschaft zum Wege der Tugend erreicht werden. Es läßt sich nicht leugnen, daß man dieses System im Laufe der Jahre mannigfach zu verbessern gewußt hat, dennoch konnte man sich die vielen Nachtheile, die aus dem gemeinsamen Verkehr der verschiedensten Verbrecher entstehen, nicht verhehlen und suchte deshalb auch diesen Nachtheilen zu begegnen. — Dies führte zunächst zu dem sogenannten Auburn'schen oder Schweigsystem. Während die Sträflinge die Nacht über in ihren besondern Schlafzellen getrennt bleiben, arbeiten sie den Tag über in gemeinsamen Arbeitsräumen und

zwar unter dem Gebote des strengsten Stillschweigens. Jeder Laut, jede Verständigung unter einander, sei es durch Worte oder Zeichen, wird auf das strengste bestraft, und grausame Peitschenhiebe treffen den Gefangenen, der diese Hausordnung übertreft. Das Schweigenssystem soll die vollständige Trennung, wie sie zur Nachtzeit eintritt, ersetzen und doch den Sträfling nicht vereinsamen. In dieser Ausbildung findet sich das System zuerst in der Stadt Auburn im Staate Newyork, von der auch das System seinen Namen erhalten hat. Von da an verbreitete es sich schnell über den Erdkreis, doch ebenso schnell fand man, daß seine Durchführung auf die größten Schwierigkeiten stöße. Trotz des größten Kostenaufwandes, den allein schon die große Anzahl der Aufseher erforderte, trotz der grausamsten Disziplinarstrafen und Bückigungen erreichte man immer nur scheinbar das Schweigen, und, je härter die Strafe wurde, desto größer wurde auch die Schlaueit und List, mit der die Sträflinge eine Verständigung herbeizuführen wußten. Man schaffte deshalb dieses System an vielen Orten wieder ab, so daß wir es heute verhältnismäßig nur noch an wenigen Anstalten, hauptsächlich in französischen Bückhäusern, finden. An seine Stelle setzte man meist die Einzelhaft, indem man von dem Prinzip des Zusammenlebens der Verbrecher abging. Das Klassifikationsystem, das dieses Prinzip noch festhält, erlangte nur wenig Anerkennung. Das Klassifikationsystem bringt die Sträflinge in verschiedene Klassen; die verderbteren kommen zu den verderbteren, die besseren zu den besseren. Wer sich gut führt, wird in eine höhere Klasse versetzt, in der er größere Erleichterung und mannigfache Belohnung genießt; wer sich schlecht führt, kommt in eine niedere Klasse. In den einzelnen Klassen ist den Gefangenen der Verkehr unter einander gestattet. Doch auch das Klassifikationsystem erwies sich bald als unausführbar, weil es nie gelang eine richtige Klassifikation zu erzielen. Es war dies natürlich. Es gibt keine moralisch gleichen Verbrecher; es können zwei dasselbe Verbrechen ausgeführt haben, auf derselben Stufe der Sittlichkeit werden sie jedoch nie stehen, und der eine wird immer besser sein als der andere. Darum mußte auch das Klassifikationsystem dem Trennungssystem bald weichen.

Das Trennungssystem oder das System der Einzelhaft hat zwei Hauptphasen in seiner Entwicklung aufzuweisen. Die im Jahre 1776 von Mitgliedern der menschenfreundlichen Quäkersekte zu Philadelphia gegründete Gesellschaft „zur Erleichterung des Elendes in den Gefängnissen“ bewirkte, daß 1790 die gesetzgebende Versammlung die Erbauung eines Gebäudes nach dem Grundsatz der Einsamkeit der Sträflinge in dem Gefängnisse zu Philadelphia bewilligte. Es wurden lauter Einzelzellen gebaut, wovon jede mit einem Höfchen zum Luftschöpfen versehen war. Ein jeder Verkehr mit der Außenwelt wurde dem Verbrecher abgeschnitten und durch die jahrelange Einsamkeit, durch die Abperrung von allen äußern Einflüssen, durch die Entziehung jeder Arbeit sollte der Sträfling zur Einker in sich selbst gezwungen werden. Aber schon 1829 erbaute man zu Philadelphia ein neues Straßhaus, in welchem zwar die Gefangenen ebenfalls getrennt von einander lebten, eine vollständige Vereinsamung aber, die für den Körper und Geist so schädlich wirkt, dadurch verhindert wurde, daß man dem Sträfling nicht nur Arbeit gewährte, sondern auch für einen geregelten versittlichenden Verkehr sorgte. Man trennte den Sträfling nur von andern Verbrechern, beförderte aber den Umgang mit Menschen, deren Einfluß auf das Denken und Wollen des Gefangenen vorthelhaft zu wirken geeignet schien, so daß er nicht einem trostlosen Brüten und Nach-

denken überlassen blieb. Dieses neue philadelphische System gewann immer mehr Anerkennung, und auch jetzt noch fährt man in fast allen Staaten fort, dasselbe einzuführen; in Preußen wurde es zuerst in der Strafanstalt zu Moabit angewandt.

Eine äußerst glückliche und großartige Vereinigung verschiedener Systeme ist das von dem Iren Walthor Crofton erfundene, seit 1857 in Irland allgemein angewandte sogenannte irische oder Progreßivsystem. Das irische System hat vier Stadien. Alle Verbrecher, die zu nicht weniger als drei Jahren verurtheilt sind, müssen zuerst eine Isolirhaft durchmachen. Die Isolirhaft, welche neun Monate dauert und nur bei anhaltend gutem Betragen um einen Monat verkürzt wird, ist, obwohl sie nicht streng durchgeführt wird, dennoch sehr drückend und schwer, damit der Kontrast mit dem früheren Leben so grell als möglich erscheine. Namentlich macht die langweilige Beschäftigung, Zupfen von Berg oder Kokosfasern, die Einzelhaft sehr beschwerlich, so daß in dem Sträfling bald der Wunsch nach ihrer Beendigung auftauchen muß und er so in ein besseres Denken und Wollen hineingedrängt wird. In der Einsamkeit soll der Gefangene unter der Leitung tüchtiger Lehrer lernen, den Verlockungen zu widerstehen, welche ihm bald in der Gesellschaft mit andern Verbrechern, in dem Stadium der gemeinschaftlichen Zwangsarbeit drohen. In diesem, dem längsten Stadium genießen die Sträflinge schon größere Erleichterungen. Während sie die allerdings noch sehr schwere Arbeit gemeinschaftlich und zwar meistens im Freien verrichten, sind sie die Nacht und die arbeitsfreie Zeit über getrennt, jedoch nur durch Drahtgitter, so daß sie sich wohl unterhalten können. Ein guter Unterricht sorgt für Besserung; um überdies den Eifer für einen ordentlichen Lebenswandel in ihnen zu wecken, sind sie jetzt auch in fünf Klassen getheilt, von denen jede immer mehr Erleichterungen bringt. Hat der Sträfling alle Klassen durchgemacht, so kommt er in das dritte Stadium, in die sogenannte Zwischenanstalt, welche den Zweck verfolgt, die Gegensätze zu vermitteln, welche in der Ruhe des Strafgefängnisses und dem Geräusch des Lebens liegen, und dadurch den Sträfling für die Freiheit vorzubereiten. Er soll hier wiederum den Werth seiner Persönlichkeit kennen lernen, und darum wird soviel als möglich von dem beseitigt, was ihn an sein Verhältniß erinnern könnte, so trägt er z. B. keine Sträflingskleidung mehr, wird so wenig als möglich beaufsichtigt, auch ist seine Arbeit keine allzu schwere. Damit die menschliche Gesellschaft den ihr bald Wiedergegebenen nicht verstoße, beschränkt man den Bückling im Verkehr mit der Außenwelt auch jetzt schon nur wenig, läßt ihn Proben von seiner Besserung und seiner Tüchtigkeit ablegen und gibt ihm vornehmlich solche Arbeit, wo er der Versuchung zum Schlimmen ausgesetzt ist. Läßt sich der Sträfling aber nur ein einziges Vergehen zu Schulden kommen, so wird er sofort zurückversetzt. Als letztes Stadium folgt die bedingte Freilassung, die ungefähr das letzte Viertel der erkannten Strafe umfaßt. Der Gefangene wird, mit einem Urlaubsschein versehen, zu einem ordentlichen Arbeitgeber, der mit des ersteren Vergangenheit bekannt gemacht ist, in Arbeit gegeben. Hier genießt er in allem die Freiheit, unterliegt jedoch einer strengen Aufsicht der Polizeibehörde. Auch ist sein Urlaub widerruflich, sobald er nur im geringsten von der Freiheit einen ungehörigen Gebrauch macht.

In dieser Gestalt hat das irische System fast nur in Irland seine Anwendung gefunden. Nur einige wenige Anstalten haben sich Irland angeschlossen, z. B. die oldenburgische Anstalt Bückta; meistens ist dieses System wesentlich verändert eingeführt worden. (Schluß folgt.)

Wie ein Communard den Versaillern entkam.

Von Lissagaray.

(Fortsetzung.)

Gegen acht Uhr Abends wurde die Abperrung des Boulevard Voltaire aufgehoben. Die Dunkelheit sank tiefer und tiefer herab; wir beschloßen aufzubrechen. Die Wirthin wollte uns eine Strecke Weges begleiten, damit man uns für Kleinstädter halten könnte, die sich die Boulevards ansahen. Wir legten also nochmals gemeinsam die Schmerzensstraße zurück, auf der so viele der Unsrigen glorreich gefallen waren, diesen Boulevard Voltaire, welcher in Zukunft in den Jahrbüchern der Revolution seinen Platz neben

der Bastille haben wird. Wir verharrten in düstrem Schweigen; hier hatten wir Delescluze fallen sehen — von den Fenstern jenes Hauses aus hatten wir die Barrikade vertheidigt, auf der er den Tod fand. Der Platz des Chateau d'Eau bot ein Bild der Verwüstung; die Fontaine war durch die Granaten zerstört, die Bäume durch die Kugeln entblättert, der Boden durchfurcht und aufgewühlt, die brennenden Häuser drohten mit Einsturz. Auf dem Boulevard St. Martin mischten wir uns unter die Menge,

die zusammengeströmt war, um die Ruinen in Augenschein zu nehmen. Das Theater der Porte St. Martin brannte noch; das Pflaster vor dem Triumphbogen war aufgerissen. Von hier bis zum Boulevard Montmartre schien Paris seine gewöhnliche Lebensweise wieder aufgenommen zu haben. Die Kaffees waren von Besuchern überfüllt. Wer, der diese lebhaft, fast heitere Menge sah, hätte gedacht, daß im selben Augenblick tausende von Männern und Frauen in ungeheuern Schlachthöfen niedergemetzelt wurden?

Auf dem Boulevard Montmartre verließen wir unsere Wirthin. Die brave Frau umarmte uns mit Thränen in den Augen und sprach die Hoffnung aus, uns wiederzusehen. Wie groß waren während dieser wilden Jagd die Frauen von Paris! Sie nahmen die Flüchtlinge auf und verbargen sie mit Gefahr der Freiheit und vielleicht des Lebens; in dieser Stunde machte man keinen Unterschied zwischen dem Geächteten und dem, der ihm ein Asyl gewährte. Die Mutter eines verfallener Soldaten versteckte bei sich mehrere hervorragende Persönlichkeiten der Commune; die einen brachen den Willen ihrer Männer, die andern stritten sich um das Vorrecht, den am ärgsten Verfolgten Schutz gewähren zu dürfen.

Die erste große Gefahr war überstanden. Wir hatten die gefährlichsten Stadttheile hinter uns, aber wohin uns nun wenden? Die Nacht brach an, und es thut nicht gut, des Nachts in einer Stadt spazieren zu gehen, die mit Sturm genommen ist und sich im Belagerungszustand befindet. Humbert hatte keinerlei gesellschaftliche Beziehungen in diesem Quartier. Die meinen waren zahlreich, aber hat man auch in solchen Stunden das Recht, sich seiner Bekannten zu erinnern? Der erste, zu dem wir gingen, ein Doktor der Medizin, einer meiner Freunde und Mitlegionäre, sagte uns: „Ich bin bereit, euch zu verbergen, aber ich befürchte eine Hausdurchsuchung. Dombrowski hatte am Sonntag meine Ernennung zum Major unterzeichnet.“ Wir durften die Gefahr, in der er bereits schwebte, nicht vergrößern. In der Rue Lafayette blieb eine Thür, an die wir klopfen, geschlossen; der Hausmeister, der uns eingelassen hatte, ohne ein Wort zu sagen, ließ uns nach und fuhr uns auf offener Treppe barisch an — wir mußten die Flucht ergreifen. Auf dem Platz St. Georges rief der, welchen wir aufgesucht hatten, aus: „Ich hielt euch für todt!“ schien uns zu bemitleiden und bot uns für den nächsten Tag seinen Beistand an, überließ es uns aber, einstweilen anderswo ein Nachtquartier zu suchen.

Entnuthigt verließen wir ihn. Um uns wenigstens äußerlich eine sichere Haltung zu geben, zündeten wir uns, indem wir das Trottoir der Rue Notre Dame de Lorette zurückschweiften, eine Cigarre an. Plötzlich stürzten zwei wüthende Individuen auf uns zu: „Hinüber auf den Fahrweg!“ schrien sie uns an, „auf den Trottoirs wird nicht geraucht.“ Sie gehörten zu jenen Dummköpfen, die vor den vermauerten Fenstern ihrer Keller Wache hielten und in jedem Raucher einen Brandstifter sahen. Die Bourgeoisie war durch ihre Blätter, welche seit der Straßenschlacht eine neue Auflage aller der Verleumdungen veranstalteten, welche man gegen die Junkkämpfer von 1848 erfunden hatte, glücklich in die Weißgluthhölle des Fanatismus und der Angst versetzt worden und schenkten den ungeheuerlichsten Fabeln Glauben. Behauptete nicht sechs Monate später ein Abgeordneter, ein Mitglied der parlamentarischen Enquete, über den 18. März, er habe

Firmisballons gesehen, die mit einem dem Zahn einer Viper ähnlichen goldenen Häkchen versehen waren und die Föderierten hätten zwanzigtausend solche Ballons anfertigen lassen, um die Soldaten zu vergiften?

Wir gingen die Straße des Faubourg Montmartre wieder hinab, mechanisch, ohne Plan und Ziel, als wir aus der Rue Bergère eine Patrouille auf dem Fahrweg auf uns zukommen sahen und zwar eine Patrouille Brassardiers!

Es waren das jene feigen und grausamen Bürger, die während der Commune demüthig und gesenkten Hauptes umhergingen, aber nach dem Triumph der Armee aus ihren Löchern hervortraten. Ihr Erkennungszeichen war eine dreifarbige Armbinde (brassard). Seit sechs Tagen stritten sie sich mit den Soldaten um die Ehre, zu arretiren und zu fusiliren, und kühlten unter dem Schutze der militärischen Gewalt ihren privaten, ihren Straßen- und Stadtviertelhaß. In dieser Stunde, wo alle Läden geschlossen und die Straßen verödet waren, mußten wir ihnen verächtlich erscheinen. Aber wir hüteten uns wohl, die Flucht zu ergreifen und setzten unsern Weg inmitten der Fahrbahn fort, um direkt auf sie zu stoßen. Die Dunkelheit (denn das Gas war verlöscht) verschleierte die Nachlässigkeit unserer Toilette. Sie machten vor uns Halt und der Anführer fragte in hoch-fahrendem Tone:

„Wo wollen Sie hin?“

„Nach Hause?“

„Wo wohnen Sie?“

„Cité Bergère.“

„Woher kommen Sie?“

„Vom Platz St. Georges.“

„Bei wem waren Sie da?“

„Nummer ... bei meinem Freunde.“

„Hm!“

„Wenn Sie uns nicht glauben wollen, so lassen Sie uns nach der Cité begleiten.“

Allem Anschein nach ließ er sich durch unsere unbefangene Sicherheit und durch die Raschheit unserer Antworten überzeugen, denn er fuhr in etwas milderem Tone fort:

„Wir können nicht anders, meine Herren. Es gibt augenblicklich so viele Schufte, die ganz wie anständige Leute aussehen. Machen Sie übrigens, daß Sie nach Hause kommen.“

Wir hüteten uns wohl, ihm zu erwidern, daß die, welche augenblicklich für Schufte gälten, eigentlich die anständigen Leute seien und die, welche sich für anständig hielten, oft die wirklichen Schufte, und gingen das Faubourg hinab. Mich in meine Wohnung zu begeben, erschien mir noch immer als der Gipfel der Unklugheit, aber wo die Nacht zubringen? Das Boulevard war öde, denn die Truppen bivouacirten hauptsächlich in den Faubourgs, aber wir konnten bei jedem Schritt vorwärts neuen Patrouillen begegnen, die vielleicht weniger umgänglich waren als die erste. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Ende vom Liede unsere Gefangennahme. In der Angst versuchten wir es nochmals mit dem Abenteuer vom Morgen und wiederum — gelang es. Ein unscheinbares Gasthaus in der Rue Montmartre nahm uns auf.

Wie viele von unseren Freunden machten zur gleichen Zeit in Angst und Sorge genau dasselbe durch! (Schluß folgt.)

Merkwürdige Gelehrsamkeit. Der Friede von Tilsit war abgeschlossen, Napoleon stand scheinbar auf dem Gipfel seiner Macht. Ich sage scheinbar, denn schon regte sich im preussischen Volke jener geheime Groll und Haß, den der forschige Tyrann mehr fürchtete, als offenen Widerstand. Seine Heere zogen zwar wie Bampyre das Mark des Landes aus, die Legion der Spione war überallhin verbreitet, aber doch ließ sich dieser Geist nicht dämpfen. Oesterreich machte die größten Anstrebungen zu einem neuen Kampfe, Spanien erhob sich wie ein Mann gegen den Unterdrücker, selbst im eigenen Heere zeigten sich Spuren der Unzufriedenheit, hervorgerufen durch des Kaisers launenhafte Willkür und den schändlichsten Egoismus. Auch Rußlands Kaiser Alexander zeigte nicht mehr jenes blinde Vertrauen, welches er ein Jahr früher offenbart. Napoleons Scharfsolde konnten solche Veränderungen nicht fremd bleiben, er hielt es daher für rathsam, ehe er nach Spanien ging, seine Freundschaft mit Alexander durch eine persönliche Zusammenkunft zu befestigen. Als Ort der Zusammenkunft war die Stadt Erfurt bestimmt, die dem französischen Kaiserthum einverleibt worden war. Nimmt den beiden Kaisern hatten sich noch 4 Könige, 5 Großherzöge, 34 Herzöge, viele Fürsten und Prinzen des Rheinbundes mit ihren Generalen, Ministern, Diplomaten zc. eingefunden, und einer suchte den

andern an Bezeugung der allerdemüthigsten Unterwürfigkeit zu überbieten. Alle Tage um 5 Uhr speiste Alexander bei Napoleon. Zu dieser Mittagstafel waren nie mehr als 5 oder 6 der in Erfurt anwesenden Fürsten geladen. Einst unterhielt man sich bei der Tafel über die deutschen Reichsinsignien, zu denen der König von Württemberg allen Erstes die „goldene Bulle“ rechnete. Rußlands Kaiser hatte auch wohl schon einmal von der goldenen Bulle gehört und wandte sich um nähere Auskunft über dieselbe an die anwesenden Herzöge und Fürsten, aber keiner vermochte rechten Bescheid darüber zu geben. Napoleon blickte voll Ironie die deutschen Fürsten an und sagte: „Die goldene Bulle — so nannte man jene Urkunde, durch welche Karl IV. im Jahre 1356 auf dem Reichstage zu Nürnberg die Bestimmungen über die Kaiserwahl und die Rechte der Kurfürsten feststellte.“ Alle waren verwundert, und Alexander konnte die Frage nicht unterdrücken: „Aber wann und wo haben Eure Majestät diese gründlichen Studien gemacht?“ — „Das war zu Brienne, als der Fährndrich Bonaparte sich um das Patent eines Sohnsleutenants bewarb.“ war die Antwort. Die hohen Herren verstummten wie Schulbuben. Aber Napoleon hatte wohl ein Recht, sie zu verachten, die so wenig die Geschichte kannten!

S. 51.

Lasciate ogni speranza *).

Als die jenzeitlose Welt,
Die Welt des heiteren Genießens,
In Trümmer sank, schuldbeladen,
Wurmzerfressen durch Sklaverei,
Da brach für die Menschen an
Ein erdenberaubtes, träumendes Dasein.

Hoffnungsflaven des Himmels quälten sie sich,
Freudenenterbt und heimathlos,
In irdischem Fluch, in irdischem Elend.

Wie ein Lottopieler
Harret auf des Glückes Loos, —
Entzogen wird ihm durch Hoffen,
Ausgefogen durch Hoffnung,
Macht und Stärke von Hand und Hirn, —
So klammerten sich an Hoffnung an
Die Menschentinder,
Und lebten den Tod und starben ihr Leben.

Da ein Dichter der Zeit
Auf die Hallen des Schreckens schrieb:
Die ihr eintretet, gebet die Hoffnung auf!
Grau'nvoll klang das Wort
In die angsterbebenenden, hoffenden Herzen.

Kommen seh ich ein neu' Geschlecht
Lebensfreudiger Menschen,
Wissend, daß sie müssen erzeugen,
Wissend, was sie müssen vollenden.
Ausgeträumt ist der öde Traum,
Umgestürzt der Moloch des Hoffens:
Da quillt aus eigener Kraft dem Menschen
Ungeahnte Segensfülle
Und ein Leben in Schönheit auf Erden.

Kommen seh ich ein neu' Geschlecht,
Und wie die Griechen einst
Auf Weisheitshallen schreibt es die Worte auf:
Kenne dich selbst! Das ist:
Mach' dich von Hoffnung frei!
Freudig tönt das Wort
In den erwachten Herzen wieder.

Hoffnungslos, vollbewußt
Wirkt dereinst am Weltenlauf
Der Mensch, der Verächter blinden Glücks,
Ein Gebieter des Schicksals.

Leop. Jacoby.

*) In Dante's „Göttlicher Komödie“ steht als Aufschrift zur Hölle der berühmte Vers:

„Lasciate ogni speranza voi ch' entrate!“ — „Laßt alle Hoffnung draußen, die ihr eintretet!“

Weltausstellungsbriefe.

III.

(Schluß.)

Werfen wir jetzt einen orientirenden Blick auf die Bauten und die Gartenanlagen der Weltausstellung, die soeben, am 1. Mai, eröffnet worden ist. Zwei großartige Bauten nehmen unser Interesse vornehmlich in Anspruch. Der eine Palast, der eigentliche Ausstellungs- oder Industriepalast, ist ein breiter, langer, aber nicht sonderlich hoher Bau, welcher eine viereckige Form hat, deren Seiten mit den Grenzlinien des Marsfeldes parallel laufen. Die Länge beträgt 706 Meter, die Breite 346 Meter, so daß das Gebäude, einige Vorbauten mit hinzugerechnet, die Hälfte des ganzen Marsfeldraumes einnimmt. Fast ganz aus Eisen errichtet und mit Glasdächern versehen, erfüllt das Gebäude, ein Werk des genialen Baumeisters Hardy, seinen Zweck aufs beste. Luft und Licht sind überall und der Raum ist in praktischer Weise ausgenützt worden. Eine nähere Betrachtung ergibt, daß der Palast aus acht großen Hallen und einem breiten Hof besteht, welche in der Länge parallel laufen. Je vier liegen nahe bei einander, der Hof nimmt die Mitte ein. Der letztere enthält, grade im Centrum des Ganzen, einen eisernen, hübschen Pavillon, in welchem die Stadt Paris eine Spezialausstellung abhält. Von diesem Pavillon dehnen sich nach Nordwesten und Südosten zwei Hallen aus, in welchen die Gemälde und andern Kunstgegenstände der verschiedenen Völker ihren Platz gefunden haben. Ganz nahe der südöstlichen Pforte befindet sich die deutsche Kunstausstellung. Bekanntlich ist Deutschland auf der Ausstellung nur durch die Werke seiner Maler und Bildhauer vertreten. Der Raum des Hofes zu beiden Seiten des Pavillons und der Kunsthallen ist unbedacht, wird aber bei regnerischem Wetter mit Segeltuch überdeckt werden, so daß er immer als Promenade benutzt werden kann.

Die eine Hälfte des ganzen Palastes, also vier jener obengenannten Hallen, und zwar die, welche nordöstlich vom Hofe liegen, gehört den französischen Ausstellern an, die andere Hälfte ist für die übrigen Völker reservirt. An der Ausstellung theilnehmen sich folgende Nationen: England, Vereinigte Staaten, Schweden, Norwegen, Italien, Japan, China, Spanien, Desterreich, Ungarn, Rußland, Schweden, Belgien, Griechenland, Dänemark, Central- und Südamerika, Luxemburg, Monaco, Portugal und Niederlande. Außerdem in besonderen Pavillons Persien, Marokko und Tunis. Die Türkei fehlt.

Sowohl in der französischen wie in der ausländischen Abtheilung ist die Ausstellung der Produkte so arrangirt, daß die Maschinen und Rohprodukte sich an der Außenseite befinden, während die Kunstindustrie dem innern Hofe benachbart ist. Auf leichte Weise kann man indeß, wenn man an irgendeinem Punkte der Längsseite eintritt, Schritt für Schritt vorrückend, die Fabrikation vom Rohprodukt bis zum komplizirtesten Luxusartikel verfolgen. Die vier nebeneinanderlaufenden Hallen der ausländischen Abtheilung werden quer von den Räumen, die den Völkern zuertheilt sind, durchschnitten. Deshalb ist es möglich geworden,

daß der Besucher, welcher die Hallen rechtwinklich durchschreitet, alle Produkte eines Landes nacheinander beschauen kann. Schreitet derselbe aber parallel mit dem Hofe in grader Linie fort, so durchschneidet er die verschiedenen Abtheilungen der Länder, findet aber in jeder derselben stets dieselbe Art von Erzeugnissen und kann Vergleiche zwischen den Industrien verschiedener Völker anstellen. Das ist in der That ein sehr praktisches Arrangement, welches allerdings schon im Jahre 1867 zur Anwendung kam, damals aber weniger Erfolg hatte, weil der Industriepalast nicht viereckig, sondern rund, ovalförmig war.

Dort, wo die fremdländischen Abtheilungen in den Hof münden, ist den Architekten Gelegenheit gegeben, ihre Kunst zu zeigen. Jedes Land hat hier eine Fassade entweder aus Stein oder Holz oder sonstigem Baumaterial erbaut, die im nationalen Stil gehalten ist. So finden wir bei Belgien die Fassade eines fürstlichen Palais aus Ziegeln und Blaustein mit Säulen aus schwarzem, braunem und grünem Marmor, bei Rußland ein Bauernhaus aus Rundholz, bei Portugal eine Nachbildung der poetischen Bogengänge des berühmten Klosters der Hieronymiten von Villam, bei der Schweiz statt des herkömmlichen bernser Häuschens eine elegante Kuppel etc.

Die beiden Längsseiten des Industriepalastes werden von zwei breiten Maschinenhallen begrenzt, die aber trotz ihrer Größe nicht ausgereicht haben. Die Franzosen haben für ihre Maschinen noch besonders zwei fast ebensogroße Hallen an der Nordseite des Marsfeldes hergerichtet.

Architektonische Schönheit besitzt der Industriepalast als ein Ganzes genommen gewiß nicht, aber darauf wurde von Anfang an keine Rücksicht genommen, weil dann bei einem solchen Kolossalbau, der überdies nur provisorisch errichtet ist und im nächsten Winter wieder abgebrochen werden soll, die Kosten zu hoch gekommen wären. Einzig und allein die Breitenseitensfassade nach der Seine und dem Trocadero zu, ist mit besonderer Rücksicht auf einen schönen ästhetischen Anblick geschmückt und ornamentirt worden, so weit es eben ein eiserner Bau zuläßt. Die Wirkung dieser Fassade liegt aber doch hauptsächlich in ihrer Größe und den drei riesigen Kuppeln, an den beiden Enden und in der Mitte, dort wo sich das Haupteingangsportale in den innern Hof befindet. Breite flache Treppen führen zu demselben hinauf, auf den Postamenten derselben sehen wir zahlreiche Statuen und Topfgewächse. Der ziemlich breite Raum zwischen den Treppen und dem Anfang der Zenabridge ist in einen prächtigen Garten mit Rosen und bunten Blumenbeeten verwandelt. In diesem Garten, sowie an den Seiten des Palastes sind noch zahlreiche Häuschen, Kioske, Tempel etc. zerstreut, auf die ich später zurückkommen werde.

Das zweite große Gebäude steht auf der Spitze des Trocadero-hügels. Es schließt das Ausstellungsterrain im Nordwesten ab. Hinter demselben liegt ein kreisrunder Platz, die „Place du Roi de Rome“, neuerdings auch Trocaderoplatz genannt, welcher von Häusern umgeben ist.

Der Trocaderopalast ist von den Architekten Devoud und Bourdais

erbaut und besteht aus einem runden mit Säulengängen und Gallerien eingefassten Mittelbau, den eine gewaltige Kuppel mit der Niesenstatue: „La Renommée“ überdacht, und zwei langen hufeisenförmig abschweifenden Flügeln, die nach der Seite der Ausstellung hin offene Säulengänge, nach der Seite des Trocaderoplatzes schmale Säle enthalten, in welchen Produkte der Landwirtschaft ausgestellt sind. Das ganze Gebäude ist aus jenem wunderbar schönen weißen Kalkstein erbaut, der unter Paris, in den Catacomben, und in nächster Umgebung der Stadt gebauen wird. Die Baukosten dieses Gebäudes betragen sechs Millionen Francs, von denen die Stadt Paris drei bezahlt und dafür das Recht erworben hat, den Palast, welcher nach der Ausstellung stehen bleiben wird, zu ihren Zwecken zu benutzen. Der Anblick, den der Trocaderopalast gewährt, ist ein sehr majestätischer und doch auch wieder zierlicher. Leicht und elegant erheben sich zwei hohe Thürme zu beiden Seiten der großen Kuppel in die Luft. Sie ähneln in der Form und der Ornamentik denjenigen, welche die Araber zur Zeit ihrer Welt Herrschaft in Asien, Afrika und Syrien errichtet haben. In den Säulengängen sind unzählige, circa 2 bis 3 Meter hohe Statuen aus Bronze aufgestellt, welche symbolisch die an der Ausstellung sich beteiligenden Völkerschaften und die Künste, Wissenschaften und Handwerke darstellen. Von der freisunden Terrasse des Mittelbaues strömt eine mächtige Kaskade herab, welche ihre Fluthen über breite Treppen in ein rundes Bassin, welches in der Mitte des von der Senabridge an sanft ansteigenden Gartens liegt, ergießt. Tagesüber im glitzernden Sonnenschein, wenn tausende von bunten Fahnen und Teppichen von allen Spitzen und Vorbauten des Palastes und der übrigen kleinen Gebäude, die im Trocaderogarten ihren Platz gefunden haben, herabwehen und eine bunte Menge Besucher durch die verschlungenen Wege zwischen frühlingsgrünen Büschen und Rasen dahinwandelt, glaubt man sich in einen Zaubergarten der Feenkönigin Alinda versetzt, in deren einsam gelegenen Inselreich, der Sache nach, stets Freude, Glück, Wohlfahrt und Sonnenschein herrschen. Ja, es ist schon hier auf dem Trocadero, und wie gern wollten wir glauben, alle diese Herrlichkeiten seien geschaffen zur Ehre des Menschengeschlechts, welches endlich, nach sechszehntausend langen Kämpfen einen ewigen Frieden gefunden hat. Aber jene Soldaten, die dort am Palais Wache stehen, jene traurigen Bettlergestalten, die wir jenseits der Umfriedung die Vorübergehenden anprengern sehen, erinnern sie uns nicht immer wieder an die blutigen Kriege, welche noch heute Millionen junger Menschen in's frühe Grab bringen, und an das Elend, die Sorge, die Noth der ärmeren Klassen? Wahrlich, die Zeit des großen internationalen Friedensfestes ist noch nicht gekommen, solange Kanonen brüllen und hunderte von armen Menschen täglich Hungers sterben.

Werfen wir noch schnell einen flüchtigen Blick auf die zahlreichen kleinen Gebäude, die in den Gebieten des Trocadero und des Marsfeldes zerstreut liegen. Ihre Zahl beträgt sechzig. Sie dienen zum Theil zu Spezialausstellungen größerer Aktiengesellschaften und Privatgesellschaften, zum Theil enthalten sie Stationen der Feuerwehr, des ärztlichen Beistandes u. s. w. Viele von ihnen sind auch nur Luxusbauten verschiedener Völker, die uns die eigenthümliche Art des Bauens und des Wohnens derselben veranschaulichen. Unter ihnen zeichnet sich besonders der im maurischen Stil gehaltene algerische Pavillon aus. Die Pavillons von Japan, Persien, Tunis, Marocco, China, Norwegen und Schweden, sowie der schwedische Kirchthum aus Holz, sind ebenfalls höchst originell, verlangen aber eine eingehendere Betrachtung, die wir auf unserer Wanderung durch die Ausstellung in einem der späteren Briefe anstellen werden. Natürlich finden sich in Ausstellungspark auch Restaurationen, Wein- und Bierhäuser, welche ludend genug die vom vielen Instanmen müden Besucher zur Erquickung einladen. Aber hüten wir uns! Es sind sammt und sonders „Mauselallen“, in denen ein kleines Stück Speck hängt, welches, wenn einmal übergeschluckt, uns den ganzen Inhalt unserer Börse kosten kann. Wir thun weit besser daran, ehe wir die Reise nach dem Marsfelde antreten, auch für Proviant zu sorgen, um denselben bei gelegener Zeit auf den vielen Bänken behaglich zu verzehren! Aber nur auf die Bänke dürfen wir uns setzen, nicht auf einen der vielen Stühle, welche, einmal von den hinteren Schenkelflächen berührt, sofort mit einem Franken per Stück bezahlt werden müssen. Auch für Unterhaltungsmusik ist gesorgt! Französische Kapellen spielen in einzelnen Restaurationen und im Pavillon von Tunis sogar eine tunesische Kapelle.

In dem großen, hohen, halbrunden Festsaal des Trocaderopalastes, welcher über 5000 Menschen faßt, werden während der Weltausstellung zahlreiche Konzerte, Vorlesungen und Sitzungen von internationalen Kongressen und Vereinen stattfinden. Die projektirten pomphaften Ballfeste sollen in diesem Saale abgehalten werden.

Um diese allgemeine Uebersicht zu vervollständigen, sei noch der sogenannten „Arbeiterausstellung“ (Exposition ouvrière) gedacht. In dieser werden die Fabrikate einzelner Fabrikanten und Arbeiter, welche nicht das Geld haben, die Kosten in der allgemeinen Ausstellung zu bestreiten, zur Ausstellung gelangen. Die Zahl derjenigen, welche sich an ihr beteiligen, ist nicht groß, da meistens nur pariser Arbeiter in der Lage sind, ihre Fabrikate herzustellen zu können. Auf die Bedeutung dieser Ausstellung werde ich später zurückkommen, sobald sie eröffnet ist, was erst Anfang Juni stattfinden wird. Vorläufig sei bemerkt, daß die Stadt Paris sämtliche Kosten übernommen hat in der Höhe von 62,000 Francs, eine anscheinend kleine Summe im Vergleich

mit den 44 Millionen, welche die allgemeine Ausstellung kostet. Es ist ein geringer, äußerst geringer Tribut, welchen man dem selbstständig arbeitenden armen Fabrikanten zollt. Das Gebäude, welches drei große Säle enthält, und der Garten bedecken zusammen eine Grundfläche von 3000 Quadratmetern, die dem Marsfelde unmittelbar benachbart ist.

Rade.

Voltaire und die Genfer. Es ist bekannt, daß Voltaire von Fernex aus, wo er seinen Lebensabend zubrachte, den ihm verhassten steiftragigen genfer Calvinisten einen Schabernack um den andern spielte. Das Konsistorium wollte kein Theater in der Stadt dulden, weil dadurch die alten Sitten verderbt würden, — und Voltaire baute dicht vor den Mauern eine Bühne, auf welcher die ersten pariser Künstler auftraten. Als man Anstalten traf, den anrüchlichen Lesezettel zu konfiszieren, den er unter seinen Anhängern verbreitete, wußte der alte Teufel — so nannten ihn stets die genfer Pfaffen — abermals Rath. Er ließ eine Menge Broschüren mit sehr frommen Titeln drucken („Erste Gedanken über Gott“, „Rathschläge für Familienväter“, u. s. w.); die ersten Seiten waren sehr erbaulichen und dezenten Inhalts, aber dann schlug der Ton urplötzlich in ein höchst unheimliches Grollen um. Diese Waare ließ er durch verschmitzte Gesellen in die Magazine und Meisterschmuggeln, an die Klingelzüge der Häuser binden, durch die Thürspalten schieben, auf die Bänke der öffentlichen Promenaden hinlegen. Ja, selbst in den Sälen, wo die Jugend Religionsunterricht empfing, fanden sich nicht selten solche Broschüren eingeschwarzelt, nach Format und Einband dem genfer Katechismus täuschend ähnlich nachgeahmt. Es half nichts, daß die heiligen Männer Broschüre über Broschüre zur Abwehr ausstiegen ließen, dem alten Teufel waren sie nicht gewachsen. Am lautesten heulten sie auf, als d'Alenbert, natürlich durch Voltaire veranlaßt, in einem Artikel über die kirchlichen Verhältnisse Genfs schrieb, daß die meisten Diener der dortigen Kirche nicht an die Götlichkeit Christi glauben und nur dasjenige in der Bibel als wahr anerkennen, was im Einklang mit der Vernunft stehe. Sie erließen ein Manifest, worin sie ihren vollen Glauben auch an das Unvernünftigste der Offenbarung nachdrücklich betheuereten. — Immerhin bestanden zwischen Voltaire und einer Reihe von hervorragenden Genfern recht freundliche Beziehungen. So war z. B. der Maler Jean Huber ein häufiger Gast in Fernex. Er benutzte den genaueren Umgang mit Voltaire dazu, um verschiedene Szenen aus dessen häuslichem Leben darzustellen, ja sogar in freier Weise zu karikieren. Eine solche pikante Sammlung fandte er an die russische Kaiserin Katharina. „Voltaire“, sagt Rigaud-Saladin in seiner Abhandlung über die schönen Künste in Genf, „erschien dort unter allen Formen des häuslichen Lebens und wohl auch in Stellungen, welche manchmal seine üble Laune über die etwas taustische Originalität dieser Art von Apotheose erregten. Einige solche Zeichnungen sind gravirt und hatten ihrerzeit einen ungeheuren Erfolg. Ein radirtes Blatt stellt 35 Köpfe Voltaire's dar, alle von verschiedenem Aussehen und doch von vollkommener Aehnlichkeit. Die Darstellung der Züge Voltaire's war Huber so geläufig, daß er dessen Profil auschnitt, indem er die Hände auf den Rücken hielt, ja dasselbe aus einer Karte herauszureißen wußte. Ein gewöhnlicher Spaß von ihm, der darin bestand, seinen Hund aus einer hingehaltenen Brotkruste das Profil Voltaire's herausbeissen zu lassen, trug Huber keine geringe Berühmtheit ein. Daß man hierüber in Genf sich höher freute als in Fernex, liegt auf der Hand.“

r.

Ein mittelalterlicher Hochzeitszug. (Bild Seite 449.) Wie statflich fiel solch' ein Zug nach der Kirche aus, wenn es die Vermählung eines Paares aus den reichen bürgerlichen Häusern des deutschen Mittelalters galt. Zwei kleine Mädchen aus dem Verwandtenkreise der Brautleute gehen voran, gemeinschaftlich den Blumenkorb tragend, mit dessen duftigen, farbenprägenden Inhalt sie den Weg bis zur Kirche bestreuen sollen; ihnen folgt ein Knabe, in der Rolle des des Sonnenanfangs ankündigenden Morgensterns, der die erste Fackelkerze trägt. Hinter ihm schreiten vier, gleichfalls kerzentragende Jünglinge, welche die erste Abtheilung, gewissermaßen den Vortrab des Hochzeitszuges, schließen. Darauf wieder ein kleines Mädchen, als Abbild der Liebesgöttheit das Brautpaar führend, hinter diesem kommen als Fackelträgerinnen vier der Braut befreundete Jungfrauen, dann allerlei junges Volk, Mädchen und Knaben, welche den Brautleuten als Vortrab voranschreiten. Hinter diesen dann der Zug der übrigen Hochzeitsgäste. Alles erscheint würdig und feierlich, und doch liegt über dem Ganzen eine lebensfrohe Heiterkeit, die man oft dem deutschen Mittelalter garnicht zutrauen will. Aber in den Patrizierhäusern unserer großen Städte hatte die düstere Weltentfagung des Christenthums glücklicherweise niemals so recht Eingang gefunden.

Ueber den hundertjährigen Kalender. Auch in diesem Jahre haben die meisten Kalender-Redaktionen sich der Sünde wider den heiligen Geist der Vernunft schuldig gemacht und dem Kalendarium die Bitterungsangaben nach dem hundertjährigen Kalender zugefügt. Im Volke ist man häufig noch fest davon überzeugt, daß diese Vorherverkündigungen des Wetters zutreffen, obwohl die Erfahrung schon hundertmal das Gegentheil bewiesen. Aber selbst in den sogenannten „gebildeten“ Kreisen trifft man noch vielfach auf Personen, die eine Reise u. s. w. zu einer bestimmten Zeit nicht antreten, weil der Kalender

regnerisches Wetter vorherverkündigt. Wäre ihnen die Einrichtung des sogenannten hundertjährigen Kalenders bekannt, sie würden sicherlich nicht so fest auf die Wetterprophetieungen vertrauen. Der hundertjährige Kalender erschien am Ende des 17. Jahrhunderts und hat den Abt des Klosters Langheim bei Kulmbach Dr. Mauritius Knauer zu seinem Verfasser, obwohl sein eigentlicher Urheber der seinerzeit große und berühmte Astrolog Stöfler ist, der für 1524 den Weltuntergang durch eine neue Einfluth prophezeite, weil im Februar dieses Jahres drei Planeten im wässerigen Zeichen der Fische standen! Mit hundert Jahren hat der Knauer'sche Kalender nur das zu thun, daß er für sehr lange Zeit anwendbar ist, keineswegs gibt er die Witterung einer hundertjährigen Periode, sondern von sieben zu sieben Jahren, deren jedes einem der damals bekannten sieben herrschenden Himmelskörper untergeordnet ist. Diese sind Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond, die in der genannten Reihenfolge in der Regierung abwechseln. In jedem siebenten Jahre muß also die Witterungsercheinung sich wiederholen; 1883, 1890 u. muß also dasselbe Wetter herrschen, was 1876 regierte. Die genannten Jahre stehen unter dem Regiment des Mars, der „mehr trockne als feuchte Jahre“ liebt, wie Knauer uns belehrt. Saturn hat kalte, feuchte Jahre, Merkur mehr trockne als feuchte und zugleich mehr kalte als warme und daher selten fruchtbar u. Aber nicht nur im allgemeinen werden die Witterungsverhältnisse charakterisirt, auch die einzelnen Monate und Tage zieht der hundertjährige Kalender in den Kreis seiner Belehrung. So soll der Februar aller Jahre, die unter der Herrschaft Merkurs stehen, folgendes Wetter uns bringen: „Beginnt trübe und gelind bis zum 3., dann bis zum 6. trübe und kalt, am 8. schön, dann Regen, vom 23.—26. Schnee und etwas Kälte.“ Da nun das Jahr 1900 unter Merkur steht, so verdanken wir dem hundertjährigen Kalender schon jetzt die Kenntniß des Wetters für Februar des genannten Jahres. Auf gleiche Weise können wir für jedes beliebige Jahr schon jetzt das Wetter erkunden. Jeder Einsichtige muß erkennen, wie unsinnig demnach die Angaben der Witterungsverhältnisse nach dem hundertjährigen Kalender sind, und an seinem Theile dazu mitwirken helfen, daß diese dem Geist der Zeit hochsprechenden Witterungsnotizen aus unseren Kalendern verschwinden. H. St.

Mittel gegen den Baumbllüthen schädliche Insekten. Jährlich hört man die Klage, daß Früchte, wie Äpfel, Birnen, Pflaumen, Wämer enthalten, welche sie beschädigen und verderben. Ursache sind gewisse Insekten, welche während des Blühens sich auf die Blüthen werfen, die Fruchtknoten anbohren und ein Ei hineinlegen, das sich in der Frucht entwickelt, sich von ihrem Fleische nährt und sie erst verläßt, wenn die Metamorphose zum vollständigen Insekt vor sich geht, welches dann im nächsten Jahre wieder Blüthen beschädigt. Man hat gegen diese Insekten ein Mittel gefunden: sie können den Essiggeruch nicht vertragen. Es genügt also, um sie zu entfernen und selbst um sie zu tödten, die Zweige der Bäume zur Zeit der Blüthenentwicklung mit einer Mischung von Essig und Wasser zu besprengen. Man wendet einen Theil Essig und neun Theile Wasser an, mischt gut und besprengt mittels einer Gießflasche die Knospen damit. Die Erfahrung hat ergeben, daß so behandelte Bäume mit Früchten, und guten Früchten, bedeckt waren, während andere nicht so geschützte Bäume fast nichts trugen.

Ein neuer Kurirschwindel. Zu dem unter gleichem Titel in Nr. 33 d. J. enthaltenen Feuilletonartikel über den Mattei'schen Geheimmittelschwindel geht uns von einem homöopathischen Apotheker die beachtliche Mitteilung zu, daß er das Depot jener Mattei'schen Mittel nicht infolge eines Protestes homöopathischer Ärzte, sondern schon vor sieben Jahren aus eigenem Antriebe aufgegeben habe. Er habe diese Mittel nur sehr kurze Zeit geführt und seine Firma von dem Augenblicke an, wo man gewußt, daß man es nur mit einem plumpen Schwindel zu thun habe, nicht durch Begünstigung desselben bestreben wollen.

Ärztlicher Briefkasten.

Berlin. C. G. Sie können keinen Arzt zwingen, Ihr Kind mit einer Lymphke zu impfen, die Sie ihm besorgt haben. Ebensovienig kann Sie aber auch der Arzt zwingen, Ihr Kind abimpfen zu lassen. — Von Viry's Naturheilmethode ist nichts zu halten.

Hamburg. R. L. Wildunger Brunnen ist allerdings gegen chronische Blasen- und Nierenleiden, namentlich gegen die mit Steinbildung verbundenen Katarrhe der Harnwege sehr oft von wesentlichem Nutzen. Doch hängt die Auswahl unter sehr vielen ähnlich wirkenden und sich doch von einander unterscheidenden Quellen stets von den individuellen Verhältnissen des Kranken ab, weshalb wir Ihnen empfehlen, zuvor mit einem Arzte zu sprechen, der Sie und Ihren Harn untersuchen kann.

Inhalt. Ein verlorener Posten, Roman von R. Lavant (Fortsetzung). — Voltaire und Rousseau und ihre kulturhistorische Mission, von C. Fehleisen (mit dem Porträt Rousseau's). — Wie soll man mit Verbrechern umgehen? — Wie ein Communard den Versailles entkam, von Lissagaray (Fort). — Merkwürdige Gelehrsamkeit. Lasciate ogni speranza, Gedicht von L. Jacoby. Weltausstellungsbriefe. (III. Schluß.) Voltaire und die Genfer. Ein mittelalterlicher Hochzeitszug (mit Illustration). Ueber den hundertjährigen Kalender. Mittel gegen den Kornblüthen schädliche Insekten. Ein neuer Kurirschwindel. Ärztlicher Briefkasten. Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Blagwitzerstraße 20). — Expedition: Färberstraße 12. II. Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.

Ueberhaupt sollte niemand ohne ärztliche Einwilligung eine Brunnenkur brauchen, da grade auf diesem Gebiete viel gesündigt und geschwindelt wird. Zum Beispiel ist der mit dem ungarischen Bitterwasser getriebene Mißbrauch gradezu ein schredenerregender. Es können durch den konsequenten Gebrauch eines so drastisch wirkenden Mittels ganz unheilbare Darmstörungen entstehen.

Breslau. Frau H. Bleiben Sie nur bei der Milch. Sie ist für Kinder bis zum ersten Lebensjahre die einzige und passendste Nahrung. „An Zuderkorn und Teigwaren“, sagt Sonderegger, „gehen in Städten und auf dem Lande tausende von Kindern unnöthigerweise und vorzeitig verloren.“ „Es ist unglücklich, welche werthlosen und einseitigen Nahrungsmittel in aller Herren Länder den armen Kindern in den Mund gesteckt werden, nur um den Gebrauch der Milch zu verhüten. Das Wiegenkind des Bettlers bekommt eingeweichtes Brot mit Wasser, das Bauernkind kleebarmer Weismehlbrei mit Milch, das vornehme Stammhalterchen vollends nur Tapioca, Arrowroot oder Reismehl, auch Salep, dessen Gummischleim gänzlich unverdaulich ist, und alle diese Kinder erkranken und sterben an der Einseitigkeit ihrer Stärkemehlnahrung.“

J. R. in Solingen, Gustav R. in Berlin, R. J. in Hohenstein und ein Abonnent in Reichenberg wollen sich an Aerzte am Orte wenden, da sich das Leiden derselben ohne Untersuchung nicht beurtheilen läßt. W. R. in Berlin wolle die Einreibungen mit Kampferspiritus unterlassen. — P. St. in Berlin. Warum nannten Sie Ihren Namen und Ihre Adresse nicht, damit wir Ihnen schreiben konnten?

Die übrigen bis zum 7. Juni eingegangenen Briefe wurden, soweit es thunlich, direkt beantwortet. Dr. Resau.

Redaktions-Korrespondenz.

Breslau. F. B. Was Ihr „Stein der Weisen“, bestehend in der „Aegyptentafel“ eigentlich soll, begreifen wir nicht; noch weniger, was dergleichen beweisen könnte. Sie mögen es recht gut meinen, hätten aber offenbar mit der Entwicklung Ihrer eigenen Denkfähigkeit noch alle Hände voll zu thun.

Bonn. R. J. Bebel nimmt in seinem Artikel „Zur Kulturgeschichte des Orients“ „diese Barbaren“, die Muhamedaner nämlich, nicht mehr in Schutz, als durch die Geschichte gerechtfertigt ist. Die Türlen der Gegenwart stehen den europäischen Christen an Intelligenz und Gestaltung im allgemeinen unzweifelhaft nach; ihre mittelalterlichen Vorfahren standen aber großentheils eben so sehr den unter der Herrschaft des Papstthums geistig und sittlich unbeschreiblich verkommnen christlichen Völkern voran. — Ihre Sendung, welche an die Expedition der „R. W.“ hätte gerichtet sein sollen, ist nun auf dem Umwege über die Redaktion ersterer zu Händen gekommen.

Berlin. A. Die Ehe soll unserer Auffassung nach nicht nur ein Vertrag zum Zweck der Erzeugung und Erziehung von Kindern sein, sondern auch eine Vereinigung von Mann und Weib zum Zwecke geistiger und sittlicher Ergänzung und Unterstützung. Insbesondere ist die Ehe insofern von höchster sittlicher Bedeutung, als sie Eltern und Kinder anbahnt, die Besonderheiten anderer Menschen kennen und respektieren zu lernen, und den ordinären Egoismus des ganz auf sich selbst beschränkten Menschen zu Gunsten der edleren Sorge für nächstlebende andere aufzugeben. In diesem Betracht ist die Ehe und die Familie in der That die Grundlage des Staates, der desto besser seine in der Förderung des Wohles aller seiner Angehörigen bestehende Aufgabe zu lösen vermag, je mehr es gelungen ist, an die Stelle der rohen Gerechtigkeit die Freude an der Förderung fremden Glückes zu setzen.

Genf. L. S. d. B. Das einzige Drama, welches wir Ihnen zu Ihrem Zwecke mit gutem Gewissen empfehlen können, ist das historische Schauspiel „Kadame Roland“, von R. Kautsky, im Verlage von Köhner in Wien erschienen. Wenn Ihrem Verein einige Mittel und eine nicht zu kleine Anzahl sehr strebamer Kräfte zur Verfügung stehen, können Sie dasselbe zur Aufführung bringen. In jedem Falle wird Ihnen das Studium des Stückes, das Lesen desselben mit theilweisen Rollen oder auch der Vortrag durch einen deklamatorisch besonders begabten Mann zum Vortheil und zur Verbreitung gereichen. Die sonst vorhandenen „sozialistischen Theaterstücke“ sind gewiß alle aus dem realistischen Streben, etwas Tüchtiges zu leisten, hervorgegangen, und einer und der andere der uns bekannten Verfasser ist auch allgemeinliterarisch trefflich be- anlagt, aber das Drama soll die Krone der poetischen Produktion sein; Kronen aber erziehen auf dem Gebiete des Geistes nur die höchsten Begabten, und auch diese nur nach ernstem Studium und sorgfältigster, mühevoller Arbeit. Sie können sich übrigens, ohne Furcht, an Ihrer sozialpolitischen Mission Schaden zu leiden, an die Werke der großen deutschen Dichter wagen, vor allen an Schiller und Goethe, und werden bei diesen Geistesfürsten reiche Schätze der edelsten Gedankenwelt finden und gemein- schaftlich zu studiren und zu deklamiren genug haben. Was mit Ihrer sozialistischen Gesinnung in den Werken dieser und anderer Größen der deutschen Literatur nicht harmonirt, das können Sie bei der taufendfältigen Anregung Ihres Geistes und Gemüths, welche Ihnen darin zutheil wird, getrost in den Kauf nehmen. Des frühverstorbenen genialen Georg Büchners großartiges Drama „Dantons Tod“ empfehlen wir Ihnen übrigens zur Lectüre selbstverständlich auch auf das wärmste.

Wittorf. F. R. Die fünfzigste Charade ist in der Form sehr hübsch und ließe auch in den Gedanken gar nichts zu wünschen übrig, wenn Sie als Auflösung einen Gegenstand gewählt hätten, der für die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse des Armen größere Bedeutung hat. Die dreißigste Charade ist politisch nicht ganz unbedenklich und in den beiden ersten Versen auch formell nicht so gut. Die ersten werden wir gelegentlich, vielleicht mit einer oder der anderen Korrektur, verwenden.

Barmen. R. Sch. Ihre Novelle „Arm und Reich“ ist Ihrem Wunsche gemäß an Sie zurückgeleitet worden. Hbl. W.

Kopenhagen. C. G. Ihre neueste Zuwendung vermochten wir noch nicht zu prüfen. Sind Sie, wie beabsichtigt, während der Pfingstfeiertage auf Bornholm gewesen, so senden Sie uns vielleicht eine kurze Beschreibung des Ausflugs nach dieser wenig bekannten Ostseeinsel.

Leipzig. Dr. M. B. Die Biographie Verangers soll im nächsten Quartal am Abdruck gelangen. Ihre in unseren Händen befindlichen satirischen Gedichte erscheinen uns für die „R. W.“ nicht bedeutend genug.

— Eine Anzahl der für diese Nummer bestimmten Korrespondenznotizen mußte für die nächste referirt werden.

(Schluß der Redaktion: Dienstag, den 11. Juni.)